



Elie Berthet

**DER**  
**WOLFMENSCH**

oder: Die Bestie des Gévaudan



Elie Berthet

**Der Wolfmensch**

**oder**

**Die Bestie des Gèvaudan**

Erster Teil

Pest, Wien und Leipzig 1858



## **Inhalt**

Kapitel I - Die öffentliche Bekanntmachung	7
Kapitel II - Die Herberge	25
Kapitel III - Die Kriegserklärung	38
Kapitel IV - Der Überfall	60
Kapitel V - Die junge Schlossherrin	88
Kapitel VI - Die Ankunft	109
Kapitel VII - Die Wolfsjagd	129



## Kapitel I

### Die öffentliche Bekanntmachung

Langogne, eine kleine Stadt des ehemaligen Gévaudan, einer Provinz, welche gegenwärtig die Grenze der Departements Logère und Ardèche bildet, liegt mitten unter hohen Bergen und Wäldern, welche die Zugänge sehr schwierig machen. Obwohl sie zur Zeit, wo die Religionskriege die Cevennen verheerten und namentlich zur Zeit der Empörung der Camisarden nach dem Widerruf des Edikts von Nantes ein sehr streitig gemachter Posten war, so hat doch ihre Lage in einer unfruchtbaren, von Hilfsquellen und Verkehr entblößten Gegend sie stets verhindert, eine Entwicklung zu gewinnen. Selbst in der gegenwärtigen Zeit würde Langogne in jedem anderen Departement als in einem solchen, welches von großen Mittelpunkten der Bevölkerung ganz entblößt ist und dessen Hauptstadt weniger Bedeutung hat als gewisse Dörfer in der Umgebung von Paris, nur als ein elender Marktflecken erscheinen.

An einem Tag zu Beginn des Herbstes 1764 schien jedoch die kleine Zahl Einwohner, welche die Feldarbeit in der Stadt zurückgelassen hatte, in außerordentlicher Aufregung zu sein.

Der von einem Trommelschläger begleitete Gerichtsvoigt machte die Runde durch die Stadt, um seinen Untertanen eine Proklamation zu verkünden, welche lebhaftes Interesse erweckte. Der Beamte in seinem schwarzen Mäntelchen, mit einer umfangreichen Perücke und viereckigen Mütze auf dem Kopf, marschierte mit aller wünschenswerten Gravität einher und hielt ein zusammengerolltes Papier in der

Hand. An jeder Ecke und überall, wo zwei Gassen sich kreuzten, wurde haltgemacht. Der Tambour schlug einen Wirbel und dann las der Herr Gerichtsvoigt, nachdem er unter tiefem Schweigen sein Papier aufgerollt hatte, mit nieselnder Stimme das Aktenstück vor, welches er bekannt zu machen beauftragt war.

Diese Vorlesung fand in zwei Sprachen statt - erstens in französischer Sprache und dann in dem Patois der Umgegend. Dies war eine unumgänglich nötige Vorsichtsmaßregel, denn das Französische war damals in der dortigen Gegend noch nicht sehr verbreitet und der Gerichtsvoigt wäre Gefahr gelaufen, unter hundert seiner Zuhörer kaum von einem verstanden zu werden.

Der Gegenstand dieser feierlichen Proklamation, welche die Langognesen ebenso in Bewegung setzte, wie sie schon alle anderen Städte und Dörfer der Provinz in Bewegung gesetzt hatte, war folgender:

Seit mehreren Monaten war das Land durch ein wildes, reißendes Tier unsicher gemacht worden, welches, wie man glaubte, ein ungeheurer Wolf war, und welches man die Bestie des Gévaudan nannte.

Dieses Tier hatte schon eine große Anzahl Menschen gerissen, sowohl Männer als auch Frauen und Kinder. Jeder Tag brachte die Nachricht von einer seiner blutigen Räubereien. Familien wurden dezimiert, die Landsleute wagten nur noch bewaffnet und in größerer Anzahl sich auf ihre Feldarbeit zu begeben. Trotz dieser Vorsicht vermehrten sich die Unglückszahlen ohne Unterbrechung.

Jagden waren anbefohlen worden und sämtliche Jäger der Nachbarschaft hatten sich vereinigt, um dieses wütende Tier zu erlegen oder zu fangen. Man hatte Treibjagden in



den Wäldern veranstaltet, in welchen es sich aufhielt, aber vergeblich.

Ebenso listig wie blutdürstig hatte es sich diesen eifrigen Nachstellungen zu entziehen gewusst, und noch am Abend dieser großen Jagden waren junge Hirten und einzelne Reisende gerade an den Orten, welche die Jäger vor wenigen Stunden verlassen hatten, in Stücke gerissen worden.

Dieser Zustand der Dinge hatte so allgemeine Klagen veranlasst und die Furcht, welche in der ganzen Gegend herrschte, war so groß, dass die Provinzialbehörde sich endlich auf ernste Weise gerührt hatte.

Die von dem Gerichtsvoigt verlesene Proklamation lautete dahin, dass von den Ständen des Languedoc dem, welcher die Bestie des Gévaudan erlegen würde, eine Summe von zweitausend Livres bewilligt worden sei.

Zu dieser Summe fügten die Syndikate von Mende und Viviers noch fünfhundert Livres hinzu, abgesehen von gewissen Privilegien und Abgabenbefreiungen, die dem Sieger oder den Siegern des Ungeheuers gewährt werden sollten.

Überdies forderte man alle Gutgesinnten auf, sich, bewaffnet oder nicht, den nächstfolgenden Tag auf dem einige Stunden von der Stadt liegenden Schloss Mercoire einzufinden, um an einer neuen Treibjagd teilzunehmen, welche von Herrn von Laroche-Boisseau, dem sogenannten Wolfsjägermeister der Provinz und einem der Barone des Gévaudan, kommandiert werden sollte.

Nachdem der Gerichtsvoigt, wie bereits bemerkt, die Straßen und Plätze der Stadt Langogne durchzogen hatte - was eben nicht sehr lange Zeit erforderte - verlas er seine Proklamation zum letzten Mal an dem äußersten Ende der

Hauptstraße, einem Wirtshaus gegenüber, wo die Reisenden gezwungenermaßen einkehren mussten, weil es kein anderes gab. Als der Beamte mit seiner Aufgabe fertig war, verabschiedete er den Trommelschläger und begab sich ohne die Fragen der um ihn herum versammelten Personen, unter welchen sich ganz angesehene Bürger befanden, beantworten zu wollen, mit majestätischem Schritt zu seiner Wohnung zurück.

Seine Entfernung zerstreute jedoch die vor der Tür des Wirtshauses versammelten Zuhörer nicht, sondern man fuhr fort, sich eifrig über das Ereignis des Tages zu besprechen.

»Zweitausendfünfhundert Livres!«, wiederholte ein kleiner hagerer Mann, welcher der Schnittwarenhändler des Städtchens war. »Die Syndikate von Mende und die Stände von Languedoc tun wirklich sehr viel. Überdies versichert man, dass der König dieser Summe auch noch vier- oder fünftausend Livres aus seiner Privatkasse hinzufügen will. Da müsste man viele Ellen Leinwand und Band abmessen, um so viel Geld zu verdienen. Meiner Treu, wenn meine Frau es zugäbe, so nähme ich auch die alte Muskete meines Großvaters von der Wand und ginge morgen mit den anderen auf das Schloss Mercoire, um mein Glück zu versuchen.«

»In diesem Fall mag das Tier die Ohren nur steifhalten, Nachbar Guignard!«, sagte mit spöttischem Gelächter der Prokurator der Abtei Langogne. »Ich wollte gleich wetten, dass die kleine Mama Guignard ganz gern ihren Mann riskieren würde, wenn Ihr nämlich nur Lust hättet, Euch selbst zu riskieren. Wohlan, da Ihr so tapfer seid, warum geht Ihr nicht zu Herrn von Laroche-Boisseau, um ihn zu

bitten, Euch an einen guten Posten zu stellen, wo Ihr Aussicht habt, diese Prämie zu verdienen?«

Der Schnittwarenhändler zog ein so klägliches Gesicht, dass die Umstehenden in ein lautes Gelächter ausbrachen.

»Die Wahrheit zu gestehen, Herr Prokurator«, entgegnete Guignard ängstlich und befangen. Die Muskete ist nicht mehr in ganz gutem Zustand, denn sie ist seit der Zeit Jean Cavaliers nicht wieder in Gebrauch genommen worden und ich zweifle, dass der Kesselflicker Zeit hat, sie bis morgen zu reparieren. Übrigens würde sich Herr von Laroche-Boisseau wohl hüten, gemeine Leute, wie wir sind, auf den ersten Platz zu lassen. Heutzutage ist alles für den Adel und Ihr werdet sehen, dass es einer von unseren reichen Edelleuten ist, welchen der Herr Baron dieses Geld verdienen lässt.«

»Und warum sollte er denn nicht versuchen, es selbst zu verdienen?«, hob der Prokurator mit seinem spöttischen Lächeln wieder an. »Er ist der geschickteste Jäger und der erfahrenste Schütze der ganzen Provinz. Warum sollte er anderen die Ehre und den Nutzen dieser Angelegenheit überlassen? Trotz seines Stolzes würde er diese zweitausendfünfhundert Livres nicht verschmähen, dafür stehe ich Euch. Es ist so ziemlich allgemein bekannt, dass es mit seinen Finanzen nicht besonders steht.«

Eine hübsche Brünette von sechsunddreißig Jahren, kokett gekleidet, mit einem goldenen Kreuz am Hals und Ringen an allen Fingern, unterbrach den Prokurator.

»Pfu doch, Monsieur Blindet!«, rief sie mit geläufiger Zunge. »Wie könnt Ihr in meiner Gegenwart so von einem schönen und galanten Edelmann sprechen, welcher stets in meinem Gasthaus einkehrt, wenn er nach Langogne

kommt? Wenn Herr von Laroche-Boisseau nun auch Schulden hat, was schadet das weiter? Sind Edelleute von so hohem Stand wie er nicht verbunden, Schulden zu haben, um ihren Rang zu behaupten? Vielleicht aber würde es keine große Mühe kosten, die Ursache dieser Schmähreden zu erraten. Trotz eures Wunsches hat er sich nicht dazu verstanden, Euch zu seinem Anwalt anzunehmen, sondern seine Angelegenheiten lieber dem alten Pfennigfuchser Legris anvertraut. Andererseits betrachtet Ihr, seitdem Ihr Prokurator des Klosters geworden seid, Euch als beinahe mit zur Kirche gehörig. Und diese Laroche-Boisseaus gelten für heimliche Protestanten. Ich weiß nicht, was an der Sache ist, aber behaupten kann ich, dass der Herr Baron freitags noch niemals bei mir Fleischspeisen genossen hat. Gewöhnlich begnügt er sich zum Frühstück mit einem Eierkuchen, Forellen und einer Flasche von meinem alten Saint-Peray. Er ist ein Herr von höflichem, freundlichem Wesen, der für seine Wirtin stets ein liebenswürdiges Wort in Bereitschaft hat ...«

»Und stets bereit ist, seine Zeche mit einem Kuss zu bezahlen, nicht wahr, Madame Richard?«, setzte der boshafte Prokurator hinzu.

Die schöne Gastwirtin errötete bis in das Weiße ihrer Augen hinein.

»Ihr seid eine böse Zunge, Monsieur Blindet«, entgegnete sie mit verlegenem Lächeln. »Aber ich bitte Euch um des Himmels willen, sprecht nicht so laut, denn man weiß nicht, wer Euch hören kann. Herr von Laroche-Boisseau wird nämlich heute auf seinem Weg zum Schloss Mercoire unsere Stadt passieren und ohne Zweifel bei mir einkehren, um sich zu erfrischen und seine Pferde ausruhen zu lassen.

Eure Verleumdungen könnten ihm Schaden bringen. Ihr wisst«, setzte sie in gedämpftem Ton hinzu, »dass von seiner Heirat mit Mademoiselle von Barjac, der reichen und schönen Schlossherrin von Mercoire, gesprochen wird.«

»Man sagt es allerdings, aber ich glaube es nicht, im Gegenteil ...«

Hier sprachen die beiden so leise, dass es nicht mehr möglich war, sie zu verstehen. Dagegen wurde die Diskussion unter den anderen Personen der Gruppe um so lauter und lebhafter.

»Jawohl, ist es ein Wolf, oder ist es keiner?«, fragte der Küfer der Stadt mit verblüffter Miene. »Die Stände müssen es wissen, aber die Proklamation sagt nichts davon. Sie spricht bloß von einem Tier, welches man die Bestie des Gévaudan nennt. Eine solche Bezeichnung aber scheint mir durchaus nicht klar zu sein, denn es fehlt in unserer Gegend überhaupt nicht an Bestien.«

Der gute Mann hatte keineswegs die Absicht gehabt, eine witzige Anspielung zu machen und wunderte sich daher nicht wenig über die lange und geräuschvolle Heiterkeit, welche durch seine Worte erweckt wurde.

»Die Bemerkung des guten Vater Grivet ist durchaus nicht so unbegründet, wie vielleicht mancher glaubt«, sagte der Schreiber des Notars mit gelehrter Miene. »Der richtigen Prozedur zufolge hätten die Stände die Gattung des zu vernichtenden Tieres genauer definieren sollen. Hierin aber lag gerade die Schwierigkeit, denn ich selbst, der ich doch zweimal bei den über diesen Gegenstand angestellten Erörterungen als Protokollant fungiert habe, wäre noch jetzt in großer Verlegenheit, wenn ich sagen sollte, ob der Urheber dieser blutigen Räubereien ein menschliches Wesen oder

ein Tier sei.«

»Wie meint Ihr das? Erklärt Euch, Monsieur Florisel!«, rief man von allen Seiten.

Der Schreiber schien sich über den Eindruck, den er hervorgerufen hatte, nicht wenig zu freuen, und betrachtete seine Zuhörer einen nach dem andern mit dreistem Blick.

»Nun so hört an«, begann er nach einer Pause wieder. »Das erste Mal handelte es sich um Guillaume Paturot, den Sohn des Meiers von Combeville. Guillaume, welcher sechzehn Jahre alt war, kam allein mit zehn Talern in der Tasche von dem Jahrmarkt in Mende zurück, als er abends gegen zehn Uhr auf dem Weg durch den Wald von Villaret von der Bestie angefallen worden zu sein scheint. Den nächstfolgenden Frühmorgen fand man den unglücklichen Guillaume halb aufgefressen in einem Hohlweg liegen. Der Stellvertreter des Propstes, welcher die Untersuchung leitete, konstatierte, dass der Körper allerdings Spuren von Klauen und Zähnen an sich trug, aber es stellte sich heraus, dass die Klauen weiter und die Zähne im Gegenteil dichter beisammenstanden, als bei irgendeinem Tier unserer Wälder. Übrigens war auch, obwohl die Kleider des armen Knaben beinahe unversehrt waren, das Geld, welches er bei sich gehabt, verschwunden. Da nun kein mir bekanntes reißendes Tier imstande ist, Drei- und Sechslivrestaler zu fressen, so sage ich, dass die Sache ganz außerordentlich erscheint.«

Die Zuhörer schienen derlben Meinung zu sein. Der Prokurator aber, welcher soeben seine quasi vertrauliche Unterredung mit Madame Richard abgebrochen hatte, um die Erzählung des Schreibers Florisel mit anzuhören, schüttelte verächtlich den Kopf.

»Also das ist Eure Meinung, Ihr leichtgläubiger junger Mensch?«, rief er. »Wenn Ihr einmal in gerichtlichen Angelegenheiten größere Erfahrung haben werdet, so werdet Ihr wissen, dass ein schmutziger Beamter stets die einfachsten und natürlichsten Erklärungen aufsuchen muss, weil sie fast immer wahr sind. So zum Beispiel wäre es wohl in dem vorliegenden Fall unmöglich, dass ein Vorübergehender die Taschen des Toten durchsucht hätte, ehe Ihr zur Stelle kamt? Was mich betrifft, so wollte ich darauf wetten, dass gerade der, welcher die Leiche zuerst entdeckt und darüber bei dem Gericht Anzeige gemacht, diese kluge Vorsicht gebraucht hatte.«

Diese von dem alten Praktiker in Gegenwart so vieler ungesehener Leute erteilte Lektion brachte Meister Florisel ein wenig aus der Fassung, dennoch hob er bald mit Ironie wieder an: »Ihr seid ein gescheiter Mann, Monsieur Blindet, und es ist zu beklagen, dass die Propstei nicht oft zu Euch ihre Zuflucht nimmt, denn Euch würde kein Übeltäter entinnen, möchte es nun ein zweibeiniger oder ein vierbeiniger sein. Da Ihr aber so viel Scharfsinn besitzt, so erklärt mir doch auch die Ereignisse, welche den Gegenstand der zweiten Untersuchung ausmachten, an welcher ich teilgenommen habe. Diesmal hatte der Herr Gerichtsvoigt von Châteauneuf es übernommen, das Protokoll zu führen. Es handelte sich um ein Kind von vier Jahren, welches seine Mutter, die Meierin von Gabriac, allein in der Wiege liegen gelassen, während sie auf das Feld ging. Die Meierei liegt einsam am Saum des Waldes. Als die Mutter nach einer Abwesenheit von ungefähr einer Stunde wiederkam, fand sie ihr Kind tot und zerrissen einige Schritte vor der Wiege. Das Unbegreiflichste aber bei allem diesem ist, dass sie uns

hoch und teuer geschworen hat, sie habe, als sie fortgegangen sei, die Tür des Hauses zugeklinkt, und bei ihrer Rückkehr sei die Tür noch auf dieselbe Weise verschlossen gewesen. Der Herr Gerichtsvoigt hat wohl zwanzigmal dieselbe Frage an sie gerichtet und zwanzigmal dieselbe Antwort erhalten. Wenn es daher ein Wolf ist, der auf diese Weise das Land verwüstet, so muss man zugeben, dass dieser Wolf das kleine Talent besitzt, die Türen öffnen und wieder schließen zu können. Was meint Ihr dazu, Herr Prokurator?»

Die Neugier war unter den Zuhörern auf den höchsten Grad gestiegen und man wendete sich gegen Blindet, um seine Meinungen über dessen rätselhaften Fall zu hören. Der Prokurator selbst kratzte sich unter seiner umfangreichen Hanfperücke hinter dem Ohr.

»Ich möchte nicht gern glauben«, hob er ernsthaft an, »dass ein Wolf Instinkt genug habe, um eine zugeklinkte Tür zu öffnen, obwohl wir alle Hunde und Katzen gesehen haben, welche dieses selbe Manöver ausführen. Ich will daher auch nicht sagen, dass das durch das Geschrei des Kindes angelockte wilde Thier sich an der Wand des Hauses in die Höhe gerichtet und durch seine zufällig auf den Drücker fallende Pfote die Tür geöffnet habe. Lieber will ich glauben, dass die Meierin sich geirrt hat und dass sie, um ihren Mangel an Achtsamkeit zu entschuldigen, ...«

»Ich sage noch einmal, sie hat uns hoch und teuer geschworen, dass sie sich keine Nachlässigkeit zum Vorwurf zu machen gehabt habe. Doch nehmen wir einmal an, dass sie in der Tat, ohne es selbst zu wissen, die Tür offen gelassen habe. Wie kommt es dann, dass diese Tür bei ihrer Rückkehr richtig und fest zugeklinkt gewesen ist?»



»O, dazu hat es vielleicht bloß eines Windstoßes bedurft!«

»Diese Herren und diese Damen werden darüber urteilen«, sagte der Schreiber, indem er sich zu den Zuhörern wendete, welche in der Tat die Erklärungen des Prokurators nicht zufriedenstellend zu finden schienen. »Was mich betrifft, so beharre ich trotz meines Respektes vor der höheren Einsicht und der überwiegenden Erfahrung des Monsieur Blindet auf meiner Meinung, dass die Bestie des Gévaudan vielleicht nicht das ist, was man glaubt.«

Dies wurde in einem orakelmäßigen Ton gesagt, welcher auf die Zuhörer großen Eindruck machte. Es trat ein augenblickliches Schweigen ein.

»Aber was ist sie nach Eurer Meinung denn, Monsieur Florisel?«, fragte die hübsche Wirtin. »Herr von Laroche-Boisseau versichert, es sei ein Wolf, und er, sollte ich meinen, müsste sich darauf verstehen.«

»Ich habe es sagen hören, er sei ein Luchs - ein Tier, welches durch eine Mauer sehen kann«, sagte der Küfer.

»Und ich, es sei ein aus einer Menagerie in Montpellier entsprungener Löwe«, setzte der Schnittwarenhändler hinzu.

»Ich«, hob der Prokurator mit affektierter Kaltblütigkeit wieder an, »ich möchte lieber glauben, es sei ein Elefant. Der Elefant kann, wie Ihr wisst, mit seinem Rüssel allerlei Kunststückchen ausführen, und auf diese Weise würde es sich erklären, dass das fragliche Tier die Türen öffnet und schließt, wie Monsieur Florisel uns mitgeteilt hat.«

Ein lautes, allgemeines Gelächter folgte auf diese Worte. Nur Madame Richard nahm diesen Scherz von der ernstesten Seite.

»Nun, wenn es auch ein Elefant wäre«, sagte sie naiv,

»Herr von Laroche-Boisseau, der ein so gewandter Jäger ist, würde auch mit ihm fertig werden, dafür stehe ich Euch.«

Florisel hatte sich mittlerweile über den Spott des Prokurators nicht wenig geärgert und antwortete, indem er sich auf die Lippen biss.

»Es steht einem jeden frei, die stattgehabten Unglücksfälle einem Luchs, einem Löwen oder auch sogar einem Elefanten zuzuschreiben, wie es Monsieur Blindet mit seinem gewohnten Scharfsinn tut. Was mich betrifft, so behaupte ich, und wenn ich auch mit meiner Meinung ganz allein stehen sollte, dass die angebliche Bestie des Gévaudan ...«

»Na, zum Donnerwetter, es ist ein Wolf!«, rief eine raue Stimme aus den hintersten Reihen der Gruppe. »Ich weiß es ganz genau, denn ich habe ihn gesehen und zwar erst gestern Abend.«

Dieser neue Teilnehmer an dem Gespräch, ein großer, kräftig gewachsener Landmann, schien in diesem Augenblick aus einem benachbarten Ort anzukommen. In der einen Hand trug er seine Jacke und seine Holzschuhe, in der anderen einen langen Stock, an dessen Ende ein altes Messer befestigt war, sodass dadurch eine plumpe Lanze gebildet wurde. Dicht hinter ihm folgte ein ungeheuer großer Hund mit roter, heraushängender Zunge und einem mit eisernen Stacheln versehenen Halsband, welcher ein sehr zuverlässiger Reisegefährte sein musste.

Florisel, der sich über diese Unterbrechung gerade in dem Augenblick, wo er seine persönlichen Ansichten über die Landplage aussprechen wollte, ärgerte, fragte in verächtlichem Ton, indem er zugleich den Reisenden musterte.

»Ihr habt die Bestie des Gévaudan gesehen? Und wer seid Ihr, Freund, dass Ihr Euch so ohne Weiteres in unsere Un-

terhaltung einmischt?«

»Entschuldigt, mein werter Herr«, entgegnete der Landmann in uneingeschüchtertem Ton, »ich bin Jean Godart, der Hirte des Fräuleins von Barjac da drüben in Mercoire. Ich bin von meiner Herrin zu dem Herrn Gerichtsvoigt gesendet worden, um die guten Leute von Langogne aufzufordern, dass sie nicht verfehlen mögen, sich zu der morgigen Treibjagd einzustellen, denn es ist wirklich die größte Eile nötig. Gestern gegen Abend, wie ich Euch sagte, hatte sich die Bestie auf Jeannette geworfen, die eben ihre Trutzhühner nach Hause treiben wollte, und hatte das arme Mädchen schon ein ganzes Stück weit fortgeschleppt, als ich auf ihr Geschrei herbeieilte. Mein Hund hier packte den Wolf sogleich, was außerordentlich ist, denn alle anderen Hunde reißen aus, wenn sie ihn sehen. Medor aber lässt sich nicht gleich bange machen, und wir beide befreiten Jeannette. Sie ist noch jetzt fast von Sinnen vor Furcht, wird aber mit einigen kleinen Risswunden wegkommen.«

Diese so bestimmte Aussage machte den mehr oder weniger zulässigen Voraussetzungen, welche noch vor wenigen Minuten Geltung hatten, sofort ein Ende. Der Schreiber Florisel schien dadurch ganz missgestimmt zu werden.

»Und wisst Ihr gewiss, wisst Ihr ganz gewiss«, hob er wieder an, »dass dieses Tier ein Wolf war?«

»Und ob ich es gewiss weiß!«, entgegnete Jean Godart. »Ich habe ihn so gesehen, wie ich Euch sehe, mein schöner Herr! Ich habe ihm sogar eine Handvoll Haare ausgerauft, während er sich mit meinem wackeren Medor herumbalgte. Jawohl, es ist ein Wolf, aber mit Verlaub so groß wie unser Esel. Er ist grau von Farbe und ich habe auf seinem Fell die Klinge meines Messers stumpfgestoßen, ohne ihm je-

doch eine Wunde beibringen zu können. Er trug Jeannette, die doch ein tüchtiges Stück Mädchen ist, fort, wie ich ein zweijähriges Kind forttragen würde, und schleuderte Medor mit einem Ruck seines Kopfes zwanzig Schritte weit von sich. Meiner Treu, ich weiß wirklich nicht, wie die Sache noch abgelaufen wäre, wenn uns nicht die Leute aus dem Gehöft zu Hilfe gekommen wären, was den Wolf bewog, sich in den Wald zurückzuziehen.

Doch ich bitte um Entschuldigung, geehrte Gesellschaft«, hob der Bauer wieder an, »ich muss nun machen, dass ich mich meines Auftrages bei dem Herrn Gerichtsvoigt entledige, denn ich möchte bald wieder zum Schloss zurückkehren. Nach meiner Meinung wird es heute Abend in dem Wald von Mercoire, wo das Tier sich einquartiert hat, nicht recht geheuer sein.«

Nachdem Jean Godart dies gesagt hatte, pfiff er seinem Hund und entfernte sich.

Sein Weggang geschah so eilig, dass er mitten unter dem Geräusch nicht eine neue Stimme hörte, welche mit dem Ausdruck des Entsetzens rief: »Die Bestie ist in dem Wald von Mercoire? Dann schütze uns die Heilige Jungfrau! Und wir sollen diesen Wald passieren, um uns zu Fräulein von Barjac zu begeben?«

Das vorstehende Gespräch hatte in dem Patois des Landes stattgefunden. Diese letztere Bemerkung dagegen war in französischer Sprache erfolgt. Überrascht durch diese Seltsamkeit drehten die Sprechenden sich um und gewahrten erst jetzt zwei Reisende, welche auf Maultieren sitzend sich ohne gesehen zu werden der Gruppe genähert und gehört hatten, was hier gesprochen ward.

Der Erste dieser Reisenden war ein reformierter Benedik-

tiner in der schwarzweißen Tracht seines Ordens. Seine zurückgeschlagene Kapuze ließ sein in Form eines Kranzes geschnittenes Haar und einen intelligenten Kopf sehen, der durch zwei gleichzeitig glänzende und sanfte Augen belebt wurde.

Er war höchstens fünfundvierzig Jahre alt, aber eine beginnende Wohlbeleibtheit - die Folge einer sitzenden Lebensweise und vielleicht auch einer Vorliebe für gute Speisen und Getränke, der Lieblingssünde der damaligen Kirchendiener - rundete seine Formen und tat der vollkommenen Regelmäßigkeit seines blühenden Antlitzes Eintrag. Übrigens verrieten die Feinheit seiner Kleidung, das Geschirr seines Maultieres, der kanonische Luxus seiner ganzen Ausstattung mehr als einen schlichten Mönch, und in der hat war das silberne Kreuz, welches an einem breiten Band auf seiner Brust hing, das Zeichen eines hochgestellten, kirchlichen Würdenträgers.

Sein Begleiter, ein junger Mann von etwa zwanzig Jahren, schwarz, einfach, aber doch mit einer gewissen Eleganz gekleidet, hatte langes, blondes, zu einen Zopf zusammengebundenes Haar ohne Puder und Frisur, was dem damals herrschenden Gebrauch entgegen war. Er trug keinen Degen, aber der Degen begann damals schon auf nicht mehr hinreichende Weise die Edelleute zu charakterisieren, denn die bescheidensten Beamten glaubten sich berechtigt, dieses Symbol des Adels sich anzumaßen.

Seine Züge waren schön und ausdrucksvoll und seinem Blick fehlte es, wenn er sich belebte, nicht an Dreistigkeit. Schlank und gut gewachsen musste er in allen körperlichen Übungen Vorzügliches leisten.

Dennoch aber schien der Unbekannte diese äußeren Vor-

züge selbst nicht zu kennen. Die Zartheit seines Gesichtes führte auf die Vermutung, dass Studien und Nachdenken seine Mußestunden mehr beschäftigt hätten, als die gewohnten Spiele und Vergnügungen der Jugend. Etwas Bescheidenes und Zurückhaltendes erriet in ihm den erst seit Kurzem der Disziplin einer strengen Erziehung entronnenen Jüngling. Aber an gewissen raschen und sozusagen unwillkürlichen Bewegungen, an einem gewissen Runzeln der Stirn, an gewissen festen Intonationen der Stimme erriet man auch den energischen und intelligenten Mann, welcher nicht verfehlen konnte, sich bei der ersten günstigen Gelegenheit zu offenbaren.

Mittlerweile ahmte dieser junge Reiter mit einer Unterwürfigkeit, die ihren Grund ohne Zweifel in langer Gewohnheit hatte, alle Bewegungen des Mönches nach, für welchen er eben so viel Zuneigung als Rücksicht an den Tag legte. Er hatte haltgemacht, als der geistliche Herr haltmachte, und hatte ebenso wie dieser die von Jean Godart nach Langogne gebrachte beunruhigende Neuigkeit mit angehört. Dabei aber schien er die Furcht seines älteren Gefährten keineswegs zu teilen und ein ironisches, aber dabei durchaus nicht etwa verächtliches Lächeln umspielte seine Lippen, die von einem sprießenden Bart beschattet wurden.

Kaum hatten die guten Bürger von Langogne die beiden Reisenden erblickt, als auch Hüte und Mützen sogleich verschwanden wie auf einen Zauberschlag. Ein ehrerbietiges Schweigen herrschte unter der soeben noch geräuschvollen und lebendigen Versammlung.

Die schöne Gastwirtin, Madame Richard, war die Erste, welche ihre Geistesgegenwart wiedergewann.

»Ah, das ist ja der ehrwürdige Pater Bonaventura, der Prior der Abtei von Frontenac«, sagte sie, indem sie den Mönch auf die freundlichste und höflichste Weise begrüßte. »Und auch Monsieur Leonce, der Neffe des hochwürdigen Herrn!« Hier erfolgte eine abermalige Begrüßung, welche der junge Mann errötend zurückgab. »Seid willkommen in unserer Stadt, mein hochwürdiger Vater und schenkt uns euren Segen.«

»Ich gebe ihn Euch, meine Tochter, Euch und allen Christen, die uns hören«, entgegnete der Mönch in zerstreutem Ton. »Aber guter Gott, Madame Richard, habe ich nicht soeben erzählen hören, dadd dieses verwünschte Tier, die Bestie von Gévaudan ...«

»Ach, hochwürdiger Herr«, unterbrach ihn die Wirtin in ihrem einschmeichelndsten Ton, »Ihr werdet doch nicht Langogne passieren, ohne einen Augenblick bei mir auszuruhen? Eure Gegenwart wird meinem Haus Glück bringen. Wenn Ihr, wie ich glaube, nach Mercoire wollt, so könnt Ihr es nicht vermeiden, irgendwo unterwegs einzukehren, und hier ist es besser als sonst wo.«

»Ich möchte es allerdings gern, meine Tochter«, antwortete der Pater Bonaventura, »aber Ihr habt soeben gehört, dass wir uns wegen des Weges durch den Wald nicht verspäten dürfen.«

»O, das Schloss werdet Ihr jedenfalls noch vor Einbruch der Nacht erreichen. Steigt daher nur ab und ich werde Euch einen Imbiss vorsetzen, der Euch nicht missfallen wird. Ihr wisst, dass es mir zuweilen gelingt, Euch nach eurem Geschmack zu bedienen.«

Der Prior schien sich gewaltig versucht zu fühlen.

»Ja, ja, Ihr seid unnachahmlich, das gebe ich zu, beson-

ders, was Tauben mit Champignons und Eierkuchen mit Forellen betrifft, meine werthe Frau. Aber jetzt ist nicht der geeignete Augenblick, uns einem vielleicht tadelnswerten sinnlichen Genuss hinzugeben. Was sagst du dazu, Leonce?«, fragte er, sich zu seinem Neffen wendend. »Sollen wir bei Madame Richard absteigen?«

»Ich flehe zu Befehl, mein Onkel«, entgegnete Leonce bescheiden. »Wir reiten nun schon über vier Stunden in dem Gebirge und Ihr habt in der Abtei ein nur sehr unbedeutendes Frühstück zu Euch genommen. Ihr müsst notwendig Nahrung und Ruhe bedürfen. Andererseits könnte auch unseren Maultieren eine kurze Rast nicht schaden.«

»Nun gut, so sei es«, hob der Prior wieder an, dessen Appetit heimlich gegen die Einflüsterungen der Furcht kämpfte. »Wir wollen hier einen Augenblick haltmachen. Hört Ihr wohl, Madame Richard? Nur einen Augenblick. Deshalb lasst uns nicht lange schmachten - die geringste Kleinigkeit wird hinreichen, unsere erschöpften Kräfte wieder zu beleben. Es ist sehr zu beklagen, dass wir auf diese Weise die Sklaven unseres erbärmlichen Körpers sind.«

Die schöne Wirtin warf auf die Umstehenden einen Blick des Stolzes und der Freude.

»Verlasst Euch auf mich, hochwürdiger Herr«, rief sie. »Welches Glück für mein Haus! Kommt, kommt! Alles ist bereit. Dank sei dem Himmel, man überrascht mich, was meinen Keller und meine Küche betrifft, nicht so leicht.«

Sie ergriff den Zügel des Maultieres, auf welchem der Prior saß, und führte es triumphierend in die Herberge hinein, während Leonce mit gleichgültiger Miene folgte.

»Hm!«, sagte der Prokurator in seinem gewöhnlichen spöttischen Ton, »ich beklage die armen Teufel, welche bin-



nen hier und vierundzwanzig Stunden bei der Witwe Richard einkehren. Sie werden weiter nichts zu essen bekommen als die Erzählung von den Heldentaten des guten Paters.«

Niemand aber hatte diese Bemerkung des satirischen Blindet gehört.

Sobald die Neugierigen die Reisenden im Inneren der Herberge hatten verschwinden sehen, zerstreuten sie sich, um überall zu verkünden, dass der Prior von Frontenac soeben in Langogne angekommen war, dass er mit seinem Neffen bei der Witwe Richard abgestiegen sei, dass sie sich beide zum Schloss Mercoire begeben würden. Auf diese Angaben hin baute man in der kleinen Stadt eine Menge unabsehbare Vermuthungen, mit welchen wir aber den Leser verschonen wollen.

## Kapitel II

### Die Herberge

Um die gewaltige Sensation zu begreifen, welche in Langogne durch die Ankunft des Paters Bonaventura hervorgerufen wurde, muss man wissen, dass die Abtei Frontenac, zu welcher er gehörte, damals das umfangreichste, wohlhabendste und mächtigste Kloster der ganzen Provinz war. Diese Abtei, in der Nachbarschaft von Florac gelegen, hatte ungeheure Besitzungen, einen fruchtbaren, gut angebauten Boden und zahlreiche, treu ergebene Bauern. Überdies übte sie auch infolge frommer Stiftungen und Fideikomnisse einen bedeutenden Einfluss auf eine gewisse Anzahl Land-

und Lehensgüter, die sie nicht als Eigentum besaß.

Die Väter von Frontenac galten für sehr gelehrt und ihr Haus war seit mehreren Jahrhunderten eine Pflanzschule von Theologen, Gelehrten und Historikern, von welchen mehrere großes Aufsehen in der Welt gemacht hatten. Auch hatte ihr Abt Prälatenrang, er setzte seinem Namen den Titel Dom vor. Er figurierte unter den sieben Repräsentanten der Geistlichkeit bei den Ständen des Gévaudan, welche sich jedes Jahr in Mende oder in Marvejois unter dem Vorsitz des Bischofs von Mende versammelten. Er war mit einem Wort sowohl ein angesehener Herr im Weltlichen als auch ein Kirchenfürst im Geistlichen.

Zu jener Zeit nun fühlte sich der Abt von Frontenac infolge seines hohen Alters und seiner Kränklichkeit nicht mehr imstande, das Kloster selbst zu administrieren, und seine ganze Autorität war deshalb auf den Prior der Abtei übergegangen.

Der Pater Bonaventura hatte daher, mit dem unbedingten Vertrauen seines Vorgesetzten und des Kapitels von Frontenac bekleidet, in den Angelegenheiten der Gemeinde, deren Ordnung er im Inneren aufrecht erhielt und welche er nach außen auf würdige Weise repräsentierte, das erste Wort zu sprechen. Als gelehrter Mann und eifriger Priester war er schon der Stolz seines Hauses gewesen, ehe er faktisch das Haupt desselben wurde.

Mit diesen sozusagen geistlichen Eigenschaften verband Pater Bonaventura eine Tätigkeit, eine Geschäftskennntnis, kurz eine Weltklugheit, die sehr nötig in einem Land war, wo die galten Religionsstreitigkeiten weit entfernt waren, erloschen zu sein, wo die protestantische Opposition, obwohl heimlich und unter der Hand, der Geistlichkeit oft al-

lerlei Hindernisse bereitete. Durch seine Klugheit war es ihm gelungen, über die geheimen Eifersüchteleien und den Groll zu triumphieren, welche Frontenacs Gedeihen erweckte, und man konnte sagen, dass seine gewandte und zugleich versöhnliche Administration dieses Gedeihen noch erhöhte.

Man mache sich daher einen Begriff von dem Stolz und der Zufriedenheit der guten Madame Richard, als sie in ihrer kleinen Herberge diesen angesehenen Mann empfangen konnte, der noch dazu von einem jungen Verwandten begleitet wurde, dessen Geist und Kenntnisse man rühmte! Die arme Frau verlor förmlich den Kopf darüber.

Nachdem sie ihre Gäste in ein kleines an die Küche stoßendes Zimmer geführt und sie sich eine weiße Schürze umgebunden hatte, lief sie nun von Ofen zu Ofen, um ihre Köchinnen zu instruieren und zu beaufsichtigen.

Übrigens schien alles schon im Voraus auf den Empfang vornehmer Gäste vorbereitet zu sein. Das kleine mit Kasianienholz getäfelte Zimmer zeichnete sich durch außerordentliche Sauberkeit aus, eine damals in den Herbergen des südlichen Frankreich noch ziemlich seltene Eigenschaft. Der Tisch war bereits gedeckt. Auf dem schneeweißen Tischtuch sah man kleine Körbe mit herrlichen Früchten, Gefäße mit süßer Sahne, Pyramiden von roten Erdbeeren, kaltes Geflügel von goldgelber Farbe.

Das appetitliche Bild war wohl geeignet, den Prior von seiner Furcht wegen der Bestie des Gévaudan abzulenken, dennoch aber sagte er, nachdem er einen liebkosenden Blick auf den Tisch geworfen hatte, zu der Wirtin in einem Ton, welcher sein Bedauern verriet: »Nehmt dieses Geflügel wieder weg, meine Tochter. Obwohl Leonce und ich

von dem Privilegium der Reisenden Gebrauch machen könnten, so werden wir doch nicht vergessen, dass heute ein Fasttag ist. Wir werden uns deshalb mit Eierkuchen, Forellen und einigen Früchten begnügen, die in der Tat sehr gut aussehen.«

Madame Richard gehorchte und trug die anstößigen Gerichte wieder fort. Ihrem Versprechen treu beeilte sie die Vorbereitungen zu dem Frühstück, und nach Verlauf von einigen Minuten erschien der berühmte Eierkuchen auf einer zinnernen Schüssel, welche glänzte, als ob sie von Silber gewesen wäre.

Der Mönch, welcher sich die Serviette unter das Kinn gesteckt hatte, beeilte sich, seinem Appetit freien Lauf zu lassen, und Leonce, dem die Bewegung und die frische Gebirgsluft den Magen leer gemacht hatte, ahmte ihm aus Leibeskräften nach. Mehre Gläser vortrefflichen Weines erfrischten und erheiterten vollends den Körper und den Geist der Reisenden, sodass der Onkel und der Neffe - besonders der Onkel - sehr bald weit weniger Eile zu haben schienen, ihre Reise weiter fortzusetzen.

Die Wirtin ging fortwährend auf und ab. Sie hätte es sich nicht einfallen lassen, die Sorge der Bedienung der vornehmen Gäste anderen Händen anzuvertrauen. Während sie so hin- und hertrippelte, versuchte sie ihnen auf gewandte Weise einige Aufschlüsse über den Zweck ihrer Reise abzulocken.

»Es ist ein Wunder, ein wahres Wunder«, sagte sie, »den ehrwürdigen Prior von Frontenac in Langogne zu sehen. Ohne Zweifel aber reisen der hochwürdige Pater Bonaventura und der junge Herr, sein Neffe, nach Mercoire, um der bevorstehenden großen Jagd auf den Wolf beizuwohnen,

welche morgen stattfinden soll.«

»Sehe ich wohl aus wie ein Jäger?«, fragte der Pater in gutgelauntem Ton. »Und gleicht Leonce wohl jenen Toren, welche zwölf Stunden hintereinander über Berge und durch Wälder galoppieren, um ein armes Tier von den Hunden zerreißen zu sehen? Dieses Mal allerdings wird die Jagd einen edleren und nützlicheren Zweck haben, weil es gilt, das Land von einem wilden Tier zu befreien, welches Schrecken und Entsetzen verbreitet. Leonce und ich würden aber bei einer solchen Sache eine sehr schlechte Rolle spielen. Mein Neffe hat in seinem Leben noch keine Waffe angerührt und ich - mit einem Wort, meine Tochter, wenn ich es sagen muss und es ist ja kein Geheimnis - ich gehe nach Mercoire, um Fräulein von Barsac, die Mündel unseres Klosters, unter den Verlegenheiten beizustehen, welche die zahlreiche für den morgigen Tag angemeldete Versammlung ihr bereiten wird. Das Schloss wird von einer Menge Jäger angefüllt sein, von welchen einige in ihren Reden allzu dreist oder in ihren Manieren zu wenig respektvoll sein könnten. Meine Gegenwart wird diese unruhigen Gäste ein wenig in Schranken halten und eben um deswillen habe ich diese mühsame Reise unternommen.«

Vielleicht hatte der Mönch noch andere Beweggründe als die, welche er geraten fand, zu nennen, aber er sprach mit einer natürlichen Unbefangenheit, welche keinen Zweifel übrig lassen sollte. Madame Richard lächelte schlaue.

»Meiner Treu, mein hochwürdiger Pater, wenn das, was man in der Umgegend erzählt, wahr ist, so wird Eure Mission eine sehr leichte sein, denn Fräulein von Barsac weiß sich sehr wohl allein in Respekt zu setzen. Ich möchte durchaus nicht von einem adligen Fräulein, von einer Mün-

del der heiligen Abtei Frontenac, Übles reden, aber man behauptet, dass die fromme Dame eine so ziemlich unabhängige Gemütsart besitzt und von der Schüchternheit der armen Frauen gar nichts zu haben scheint. In der Tat, ich getraue mich nicht, in Eurer Gegenwart nur die Hälfte von dem zu wiederholen, was man von ihr sagt.«

Der Pater Bonaventura hörte auf zu essen und sah die Herbergswirtin mit kaltem Blick an.

»Erklärt Euch deutlicher, Madame Richard«, hob er im Ton der Autorität wieder an. »Ich befehle es Euch. Es liegt mir daran, alles zu wissen, was man von Fräulein von Barsac sagt.«

»Mein Gott, hochwürdiger Herr«, entgegnete die Wirtin eingeschüchtert, indem sie zugleich die Gläser Ihrer Gäste wieder vollschenkte. »Es sind ohne Zweifel Verleumdungen. Die Menschen sind ja so schlecht. Übrigens greift man nicht etwa die Ehre eurer Mündel an. Sie ist eine stolze junge Dame, das weiß man wohl, und die Liebhaber, welche sie umschwärmen, haben kein leichtes Spiel. Wohl aber plaudert man von ihren lebhaften Manieren, von ihren wunderlichen Launen, die manchmal ins Unglaubliche gehen. Man versichert, sie verkleide sich als Mann, um zu Pferde das Land zu durchstreifen. Sie sei mit der Züchtigung derer, welche sie beleidigen, sehr rasch bei der Hand, und in dem Augenblick, wo sie ungeduldig wird, scheute sie sich sogar nicht zu fluchen. Ja, unser Viehfutterhändler, der allerdings ein Hugenotte ist, versichert, er habe sie fluchen hören.«

Eine rasche Röte überzog Leonces Wangen.

»Gute Frau«, sagte er mit verhaltenem Zorn, »verschont uns mit diesen unwürdigen Lügen und wisst eine junge

Dame von Stande besser zu achten, als ...«

Er unterbrach sich, als er sah, dass sein Onkel ihn verstohlen beobachtete, und senkte die Augen.

»Noch einmal, mein guter Herr«, entgegnete Madame Richard demütig, »ich erzähle bloß wieder, was in der Umgegend gesprochen wird, und ich glaube selbst nicht daran. Fräulein von Bariac gilt deswegen nicht weniger für eine ganz vortreffliche junge Dame, welche den Unglücklichen auf die großmütigste Weise beisteht und von ihrem Reichtum den lobenswertesten Gebrauch macht. Man erzählt von ihr wahrhaft bewunderungswürdige Züge und beklagt bloß ihr wunderliches, zornmütiges Temperament.«

Der Pater Bonaventura hatte weder Erstaunen noch Zorn blicken lassen, als er die so wenig günstige Meinung des Publikums über die reiche Mündel der Abtei erfuhr. Nachdem er ruhig sein Glas geleert hatte, sagte er in gelassenem Ton: »Es genügt, meine Tochter. Hütet Euch, diese abgeschmackten Gerüchte weiter zu erzählen, denn Ihr würdet Euch dadurch an der christlichen Liebe und dem Geist der Gerechtigkeit versündigen. Fräulein von Barsac ist - dies weiß alle Welt - während ihrer Kindheit allerdings auf grausame Weise vernachlässigt worden. Von ihrem Vater, einem leidenschaftlichen Jäger, erzogen. In ihrem alten, in Gebirgen und Wäldern versteckten Schloss nur Männer sehend, ist sie herangewachsen, ohne dass jemand sich darum kümmerte, ihr Herz und ihren Geist zu bilden, ohne dass man auch nur daran dachte, ihr die einfachsten Begriffe von den Pflichten ihres Geschlechtes beizubringen. Erst in der Stunde seines Todes bereute ihr Vater die vollständige Vernachlässigung, deren er sich gegen sie schuldig gemacht hatte. Er hat uns die Sorge übertragen, seine arme

Tochter zu überwachen und ihre Schritte auf den Wegen der Welt und auf der Bahn Gottes zu leiten. Diese Aufgabe war keine leichte. Christine von Barjac hat trotz ihres vorzüglichen Herzens störrige Gewohnheiten angenommen, welche uns viel Verdruss bereiten. Dennoch aber wird es uns durch die Ausdauer unserer Bemühungen und den Eifer der frommen und verständigen Personen, mit welchen wir sie umgeben haben, gelingen, über ihre unfügsame Laune über ihr jedem Zügel abholdes Ungestüm zu triumphieren. Deshalb, meine Tochter, muss man sich nachsichtig gegen sie zeigen. Ohne Zweifel wird sie bald eine sanfte, bescheidene und zurückhaltende Frau werden, wie man deren in der Welt begegnet, und es wäre ungerecht, die Schuld ihrer Eltern ihr zur Last zu legen.«

Madame Richard versprach diesen Instruktionen nachzukommen.

Während sie noch versuchte, die Freiheit, die sie sich in ihrer Rede herausgenommen hatte, zu entschuldigen, machten mehrere Reisende vor der Tür der Herberge Halt.

In demselben Augenblick kam eine Magd in aller Eile herein und flüsterte einige leise Worte ihrer Herrin zu, welche bleich wurde.

»Heilige Jungfrau!«, murmelte die schöne Wirtin mit Entsetzen. »Was wird er sagen? So wahr Gott lebt, ich dachte nicht mehr an ihn!«

Sie eilte sofort mit der Magd hinaus, ohne Zweifel, um die Ankommenden zu empfangen.

Es dauerte nicht lange, so hörte man klirrende Tritte in dem Nebenzimmer, dann einen laut schallenden Kuss und eine männliche Stimme, welche auf Französisch sagte: »Ja, ich bin es, meine Charmante. Morbleu! Meine Diener, wel-



che heute Morgen hier durchgekommen sind, müssen Euch doch meine Ankunft gemeldet haben! Ist alles bereit?»

»Entschuldigt, Herr Baron, ich glaubte nun nicht mehr, dass Ihr kommen würdet«, antwortete die Wirtin in tödlicher Verlegenheit. »Ich hatte alles zu Eurem Empfang fertiggemacht, aber ...«

»Gut, gut! Ihr wisst, meine Schöne, dass die geringste Kleinigkeit von Eurer weißen Hand bereitet, mir genügen wird. Lasst meinen Piqueurs einige Erfrischungen geben und in den kleinen Salon trage man mir meinen Eierkuchen mit Forellen und meine Flasche Saint-Peray auf. Ihr werdet mir Gesellschaft leisten, meine Charmante, denn Euer frisches Gesichtchen erweckt den Appetit ebenso wie die gute Laune.«

Gleichzeitig schien der Mann, welcher sprach, weiter gehen zu wollen, aber man hielt ihn zurück.

»Herr Baron«, hob die Wirthin in beinahe schluchzendem Ton wieder an, »ich habe Euch schon gesagt, dass ich nicht mehr auf Euch zählte. Und dann sind andere Reisende ...«

»Ah so! Ihr habt andere Reisende hier! Sehr gut. Ich werde mich mit ihnen verständigen können, wenn es Edelleute und gute Zecher sind.«

Rasch die Tür öffnend trat der Unbekannte in das Zimmer, in welchem sich der Pater Bonaventura und Leonce befanden.

Dieser so wenig Umstände machende Mann war ein schöner rüstiger Kavalier von etwa dreißig Jahren, mit stolzer Miene, aufwärts gedrehtem Schnurbart und kecken Gebärden. Er trug die reiche Uniform der Lieutenants von der Wolfsjägerei - einen Rock *à la française* und eine blaue Samtweste mit silbernen Tressen besetzt, weiße Beinkleider,

hohe Stiefel, eine Perücke *à la brigadière* und einen dreieckigen Hut. Ein Hirschfänger, dessen Griff von ziseliertem Silber war, vervollständigte dieses Kostüm, welches den stolzen Wuchs und die kräftigen Formen des Neuangekommenen vorteilhaft hervortreten ließ. In der Hand hielt er eine Peitsche und schwenkte sie mit einer Dreistigkeit, als ob er bereit wäre, sich ihrer gegen jeden zu bedienen.

Der Baron von Laroche-Boisseau - denn dies war der Name und Titel dieses Edelmanns, - zählte, wie wir bereits erwähnt haben, zu den acht Baronen, welche das Recht hatten, unter den Ständen des Languedoc und des Gevaudan zu sitzen. Seine Familie war eine jüngere Linie des alten Hauses Varinas, welches seit einigen Jahren erloschen, aber früher eines der berühmtesten der Provinz gewesen war. Die Grafen Varinas hatten zur Zeit der letzten Valois die reformierte Religion angenommen und waren zur Zeit der Aufhebung des Edikts von Nantes die Häupter des Protestantismus in diesem Teil der Cevennen gewesen.

Bei der Empörung der sogenannten Kamisarden Anfang des 18. Jahrhunderts hatte ein Herr von Varinas, der Urgroßvater des gegenwärtigen Barons, die Marschälle von Berwick und von Villars lange im Schach gehalten. Endlich jedoch in diesem ungleichen Kampf überwunden, von den seinen verlassen, hatte der hugenottische Parteigänger sich genötigt gesehen, sich zu verstecken. Die Sage behauptete, er habe mehrere Jahre lang eine beinahe unauffindbare Grotte bewohnt und sei in derselben als Märtyrer seines religiösen Glaubens gestorben. Die Leute der dortigen Gegend zeigen noch heutzutage diese durch ihren Umfang und die prachtvollen Tropfsteinfiguren, mit denen sie geschmückt ist, merkwürdige Grotte. Man nennt sie die Vari-

nasgrotte nach dem Namen ihres ehemaligen Bewohners.

Mochte dem aber nun auch sein, wie ihm wollte, so trieben seine Nachkommen die Anhänglichkeit an ihre religiöse Überzeugung nicht so weit. Erschreckt durch die kräftigen Maßregeln, welche infolge der Insurrektion ergriffen wurden, entsagten sie wenigstens dem Schein nach ihrem Glauben, um ihre Güter und ihre aristokratischen Privilegien zu behalten. Nur versicherte man, dass diese Abschwörung bei mehreren von ihnen nicht aufrichtig gewesen sei und dass sie im Grunde ihres Herzens Protestanten geblieben seien.

Der Vater des gegenwärtigen Barons namentlich war niemals wegen seines katholischen Eifers berühmt gewesen und der Baron selbst galt für einen Spötter und Zweifler. Er zeigte viel Vorliebe für die neuen Ideen und paradierte gern nach der damaligen Mode mit seiner Irreligiosität.

Überdies führte er auch ein sehr tolles, ausschweifendes üppiges Leben, zum großen Nachteil seines schon stark zusammengeschmolzenen väterlichen Erbes und ahmte in allen Dingen jenem leichtsinnigen Adel nach, dessen Fehler schon die große Revolution vorbereiteteten.

Der Pater Bonaventura kannte schon seit langer Zeit den Baron von Laroche-Boisseau, dessen Geschicklichkeit und Gewandtheit als Jäger den König bewogen hatten, ihn zum Wolfsjägermeister der Provinz des Gévaudan zu ernennen. Sie waren einander mehrmals bei der Versammlung der Stände begegnet, wo der Prior sich durch seine Weisheit und Mäßigung, der Baron dagegen durch seine Frivolität und zänkische Laune bemerklich machten. Dies war der Grund einer Feindschaft, welche durch Umstände, die wir bald kennenlernen werden, noch bitterer gemacht wurde.

Sei es indessen, dass der Mönch in diesem Augenblick diese früheren Zwistigkeiten vergaß, sei es, dass er vielleicht auch nur den Schein bewahren wollte - kurz, er stand, als er den Baron erblickte, auf und begrüßte ihn höflich.

Leonice grüßte aus Rücksicht für seinen Onkel auf dieselbe Weise, obwohl mit sichtbarem Widerwillen.

Herr von Laroche-Boisseau schien diese Zeichen von Nachgiebigkeit nicht zu bemerken. Er blieb mit gerunzelter Stirn und bedecktem Kopf auf der Schwelle der Thür stehen. Ohne Zweifel hatte er den Prior von Frontenac auch erkannt, fand es aber nicht angemessen, es kundzugeben, sondern wendete sich halb gegen Madame Richard, die zitternd und verlegen hinter ihm stand, und sagte in rauem Ton zu ihr: »Ah, mordieu, meine Schöne, nun beginne ich Eure Winkelzüge zu verstehen! Zum Teufel, Ihr habt mein Frühstück von diesen Mönchen verzehren lassen!«

Die Witwe erschöpfte sich in Entschuldigungen und Klagen. Es mangle, sagte sie, Gott sei Dank, durchaus nicht an weiteren Mundvorräten und man könne dem Herrn Baron ein Mahl bieten, welches seiner würdig sei. Nur der Eierkuchen mit Forellen, welchen man für den Herrn Baron bereitet ...«

»Ist nach dem Geschmack dieser guten Väter gewesen«, setzte Laroche-Boisseau hinzu, »und Ihr habt ihnen den Vorzug eingeräumt. Wunderschön, meine vortreffliche Wirtin! Wenn es Edelleute wären, anstatt Geistliche, so hätte ich mich versucht gefühlt, ihre Verdauung auf sehr unangenehme Weise zu stören, das versichere ich Euch.«

Diese Drohung rief auf Leonces Gesicht eine lebhaftere Röte hervor, ein Blick seines Onkels aber reichte hin, um ihn zu

bewegen, sofort die Augen niederzuschlagen.

Der Pater Bonaventura, welcher bis jetzt ruhig vor sich hingelächelt, nahm endlich das Wort.

»Wohlan, Herr Baron«, sagte er mit etwas ironischer Höflichkeit, »seid nachsichtig gegen diese Frau. Wie man Euch bereits gesagt hat, war der Eierkuchen nicht der einzige Mundvorrat in diesem Haus. Es ist noch Platz an diesem Tisch, und wenn ich gewissen Gerüchten glauben darf, so wird Euch kein Gewissensskrupel abhalten, diesen Schinken und das kalte Geflügel zu schmausen, welches man Euch hier an einem Fastentag auftragen kann.«

Diese Anspielung auf den Glauben seiner Familie schien den Zorn des Barons auf den höchsten Gipfel zu steigern. Dennoch aber unterdrückte er seine Aufwallung, schlug ein lautes Gelächter auf und sagte zu seiner Wirtin: »Die arme Richard! Wie bestürzt und verlegen sie dasteht! Wohlan denn, es soll hiervon weiter nicht die Rede sein. Ich bin ein Jäger und folglich nicht verwöhnt. Bringt mir, was Ihr wollt, schöne Frau, nur lasst mich nicht lange warten, denn ich habe Eile.«

Die über diese Wendung nicht wenig erfreute Wirtin eilte davon, indem sie verkündete, dass der Herr Baron sofort bedient werden solle.

Was diesen selbst betraf, so warf er seinen Hut und seine Peitsche auf einen Nebentisch und setzte sich vor einen leer gebliebenen Platz der Tafel, während der Pater Bonaventura und Leonce ihre Plätze wieder einnahmen, um ihre Mahlzeit zu beenden.

## Kapitel III

### Die Kriegserklärung

Es trat ein Augenblick verlegenen Schweigens ein. Augenscheinlich empfand Herr von Laroche-Boisseau jetzt einen sehr lebhaften Wunsch, in genauere Mitteilung mit dem Prior und seinem Neffen zu treten. Der Stolz aber hielt ihn ab, ihnen entgegenzukommen. Pater Bonaventura seinerseits, welcher diese Absicht erriet, hielt sich klugerweise auf der Defensive. Der Baron kreuzte die Beine und begann mit den Fingerspitzen auf dem Tisch zu trommeln. Endlich fragte er in kurzem Ton: »Nun, ehrwürdiger Vater, ich will doch nicht hoffen, dass Ihr Groll gegen mich hegt, weil ich mich vorhin etwas lebhaft ausdrückte? Nichts macht mehr zur üblen Laune geneigt wie ein leerer Magen. Die einzige Schuld bei der ganzen Sache betrifft unsere alberne Wirtin, welche so ohne Weiteres das für mich bereitete Frühstück Euch überlassen hat.«

Der Mönch antwortete, während er dabei sorgfältig eine schöne Birne schälte, er habe von diesem Umstand nicht gewusst, jedenfalls aber sei er ein viel zu guter Christ, um eine Anwandlung von Zorn nicht zu entschuldigen.

»Das freut mich, hochwürdiger Herr, denn es bestehen zwischen uns auch noch andere gewisse Beweggründe zu wechselseitiger Unzufriedenheit und ich würde mich glücklich schätzen, wenn diese Begegnung uns Gelegenheit böte, jenen alten Eifersüchteleien ein Ende zu machen. Was wäre wohl eure Meinung in dieser Beziehung, Herr Prior?«

Bonaventura antwortete mit demselben Phlegma und derselben Versöhnlichkeit, dass er stets bereit sei, alles zu

tun, was mit seiner Pflicht vereinbar sei, um sich bei dem Herrn Baron in Gunst zu setzen.

Dieser schien mit diesen unbestimmtem zurückhaltenden Worten nicht sehr zufrieden zu sein. Er verschob die Erklärung, die er auf dem Punkt gestanden hervorgerufen hatte, und fragte zerstreut: »Ohne Zweifel, hochwürdiger Herr, reist Ihr nach Mercoire zu Fräulein von Barjac?«

»Allerdings, Herr Baron, und Ihr ...«

»O, Ihr wisst es recht wohl, das ganze Land weiß es. Ich will als guter Paladin das Ungeheuer vertilgen, welches die Ländereien einer schönen Schlossherrin verwüstet.«

»Und glaubt Ihr, Herr Baron«, fragte der Prior mit sichtlichem Interesse, »glaubt Ihr mit diesem wütenden Tier wirklich fertig zu werden?«

»Ich bin dessen gewiss«, antwortete Laroche-Boisseau mit dem Selbstvertrauen eines Jägers. »Dieser Wolf hat sich nach den letzten Nachrichten in den Wald von Mercoire geflüchtet und es steht zu bezweifeln, dass er sich daraus entfernen wird. Morgen wird er demgemäß aufgespürt, gehetzt und noch vor Ende des Tages unvermeidlich erlegt werden, darauf könnt Ihr Euch verlassen.«

»Für morgen wäre also gesorgt, aber würden nach eurer Meinung auch heute friedliche Reisende den Wald ohne Gefahr passieren können?«

Diesmal ließ der gute Pater Bonaventura sich seine Furcht so sehr anmerken, dass der Baron vielleicht nicht dem boshaften Vergnügen widerstehen konnte, ihn ein wenig zu quälen.

»Hm!«, sagte er gleichgültig, »die Bestie ist von riesiger Größe und besitzt eine unglaubliche Dreistigkeit. Zu trauen ist allerdings nicht.«

Der Prior stieß eine Art Seufzer aus und sah seinen Nefen an, welcher ruhig blieb.

In diesem Augenblick trat Madame Richard, von ihren Mägden begleitet, ein, welche das Frühstück des Barons trugen, und jede zusammenhängende Konversation wurde nun unmöglich.

Es dauerte jedoch nicht lange, so schickte Laroche-Boisseau, als ob ihm selbst viel daran gelegen hätte, die Unterhaltung fortzusetzen, die Wirtin und die Dienstboten fort, indem er in trockenem Ton versicherte, dass er nichts mehr bedürfe.

Der Prior, der, so wie die Stunde des Aufbruchs heranrückte, immer unruhiger wurde, hob bald in schmeichelndem Ton wieder an: »Wohlan, Herr Baron, da wir ebenfalls nach Mercoire wollen, würdet Ihr uns dann wohl die Ehre geben, uns mit Euch reisen zu lassen? Eure Tapferkeit ist bekannt und übrigens bilden Eure Leute eine ansehnliche Bedeckung. Erlaubt uns daher uns Euch anzuschließen und Fräulein von Barjac, unsere Mündel, wird Euch für Eure Gefälligkeit Dank wissen.«

Diese direkte Bitte schien dem guten Pater einige Überwindung gekostet zu haben, dennoch aber zeigte sich der Baron nicht sehr eilig, auf den Vorschlag einzugehen.

Er entschuldigte sich mit der Notwendigkeit, in der er sich befände, sehr rasch zu reiten, denn er hätte noch heute Abend vielerlei Befehle zu erteilen und in Bezug auf die Treibjagd für den folgenden Tag eine Menge Anordnungen zu treffen.

»Unsere Maultiere sind nicht schlecht«, entgegnete der Prior, dessen geheime Furcht durch diese Weigerung noch mehr erweckt wurde, »und Eure schönen Pferde können



auf den fürchterlichen Gebirgswegen auch nicht schneller gehen. Wirklich, Herr Baron, wäre es wohl großmütig uns eine Gunst zu verweigern, die Euch so wenig kosten würde?«

Laroche-Boisseau lächelte auf eigentliche Weise, dann trank er rasch nacheinander mehrere Gläser von dem Saint-Peray-Wein, für welchen er eine unverkennbare Vorliebe zu haben schien, und hob dann, ohne Zweifel durch das edle Getränk keck gemacht, in offenerem Ton wieder an: »Wohlan, Pater Prior, vielleicht wäre ich geneigt, Euch zu dienen. Wenigstens aber muss ich vorher wissen, ob Ihr meine Freunde oder meine Feinde seid.«

»Eure Feinde, Herr Baron? Unter den ehrwürdigen Vätern von Frontenac habt Ihr keine Feinde.«

»Aber habe ich Freunde darunter? Dies ist eine andere Frage, nicht wahr, würdiger Prior? Spielen wir ein unverdecktes Spiel, und da der Zufall oder die Vorsehung, wenn Ihr lieber wollt, uns hier zusammengeführt hat, so wollen wir beide diesen günstigen Umstand zu benutzen suchen. Ich glaube«, fuhr Laroche-Boisseau fort, indem er sich zu Leonce wendete, »dass ich vor diesem jungen Manne mich frei aussprechen kann?«

»Er ist mein Neffe«, entgegnete der Mönch eifrig, »er ist mein Sekretär, mein Vertrauter, mein alter Ego.«

»Gut. Übrigens ist es auch nicht meine Gewohnheit, aus meinen Projekten ein großes Geheimnis zu machen. Hört also und seid offen wie ich. Ihr habt, hochwürdiger Pater, wohl nicht meine rechtmäßigen Beschwerden gegen Eure Abtei und ganz besonders gegen Euch vergessen, der Ihr die Seele des Klosters seid und darin unumschränkte Autorität besitzt?«

»Gegen mich, Herr Baron?«

»Unterbrecht mich nicht, wenn ich bitten darf. Diese schon sehr alten Beschwerden sind eben so sehr die meiner Familie wie meine eigenen. Man betrachtet mich, wie ich recht wohl weiß, als einen Tor, einen Brauskopf, der an weiter nichts denkt, als ein flottes Leben zu führen. Man glaubt, ich sei gar nicht fähig, über etwas nachzudenken. Man hält mich für gleichgültig gegen die Interessen und die Würde meines Namens. Man wird aber bald einsehen, dass dem nicht so ist. So groß auch die Hindernisse sein mögen, so würde ich sie doch zu durchbrechen wissen, wenn man die Unklugheit hätte, mich zum Äußersten zu treiben.«

Während er dies sagte, runzelte er die Stirn und ballte drohend die Fäuste. Bonaventura aber verhielt sich gleichgültig.

Es dauerte nicht lange, so hob der Baron in ruhigerem Ton wieder an: »Wir wollen, wenn es Euch beliebt, hochwürdiger Pater, auf Ereignisse zurückgehen, welche vor bereits sechzehn oder achtzehn Jahren stattgefunden haben. Mein Vater lebte damals noch und auch mein Onkel, der Graf von Varinas, der Herr der schönen Besitzung, von welcher er den Namen hatte. Es hatte, wie ich zugebe, zwischen meinem Vater, dem Baron von Laroche-Boisseau, und seinem ältesten Bruder, dem Grafen von Varinas, niemals eine sehr lebhaftete Sympathie bestanden. Mein Vater war wie ich ein flotter Edelmann, der mit seinem Vermögen nicht sehr sparsam umging, das Vergnügen und eine gutbesetzte Tafel liebte. Varinas dagegen hatte eine düstere Gemütsart, ein kränkliches Temperament und besonders in der letzten Zeit seines Lebens war er über alle Maßen gei-

zig und fromm geworden. Seit dem Tod seiner Gattin verlebte er, anstatt auf seinen Gütern zu wohnen, seine ganze Zeit in der Abtei Frontenac, wo er eine Wohnung hatte und wo, wie man sagt, Ihr, hochwürdiger Pater, damals noch schlichter Mönch, einen großen Einfluss auf seinen geschwächten Geist ausübte. Nichtsdestoweniger waren die Beziehungen der beiden Brüder zueinander niemals feindselig gewesen und bei jeder Gelegenheit bewiesen sie einander die Rücksichten, welche nahe Verwandte in einer ehrenwerten Familie einander schuldig sind. Zu jener Zeit konnten weder mein Vater noch ich vermuten, dass wir jemals die Erben des Grafen werden würden. Er hatte einen Sohn von drei oder vier Jahren, welchen man den Chevalier von Varinas nannte, und der nach ihm seinen Namen und seine Besitzung erben sollte. Dieser Knabe aber starb infolge eines Unfalles, und weniger als sechs Monate darauf hauchte der Graf selbst in der Abtei Frontenac seinen letzten Seufzer aus. Als mein Vater diese traurige Nachricht erhielt, machte dieselbe trotz der Kälte, welche während der letzten Jahre zwischen ihm und seinem Bruder obgewaltet hatte, einen sehr schmerzlichen Eindruck auf ihn. Er eilte zur Abtei, um dem Grafen die letzten Ehren zu erweisen. Nachdem dies geschehen war, wollte er ebenso in meinem Namen wie in dem seinen die Familiengüter und namentlich die Herrschaft Varinas beanspruchen, welche ihm als dem nächsten Verwandten und natürlichen Erben des verstorbenen Gutsherrn zufielen. Wie groß aber war seine Entrüstung, als man ihm ein Testament zeigte, durch welches mein Onkeli das Eigentumsrecht auf seine Ländereien und Schlösser dem Abt von Frontenac vermachte. Es war dies eine empörende Ungerechtigkeit. Augenscheinlich

hatten hierbei List und Überredung stattgefunden. Man hatte die Schwäche des Grafen in seinen letzten Augenblicken missbraucht, um seine Familie zu berauben. Man hatte Hinterlist, ja vielleicht Gewalt angewendet, um ihm dieses unsinnige Dokument abzupressen. Mein Vater, der von sehr erregbarem, zornmütigem Temperament war, spie Feuer und Flammen, sprach sich gegen Euren Abt und sein Kapitel in sehr harten Worten aus und verließ dann Frontenac, indem er schwur, sich Gerechtigkeit zu verschaffen.

In der Tat machte er auch beim Parlament von Bordeaux einen Prozess gegen die Abtei anhängig, um die Nichtigkeitserklärung dieses abgeschmackten Testaments zu erlangen, aber nun zeigte sich der gewaltige Einfluss, welchen die Geistlichkeit in dieser Provinz besaß. Die Sache des Abtes von Frontenac wurde die der ganzen Geistlichkeit und hohe kirchliche Personen. Sogar Bischöfe vermittelten zu seinen Gunsten. Man machte gegen uns jene alte Anschuldigung des Protestantismus geltend, welche jedes Mal wieder zum Vorschein kam, wenn wir unser Recht verteidigen wollten. Ihr ganz besonders, hochwürdiger Pater, wart, wenn mein Gedächtnis mich nicht trügt, denn ich war damals noch sehr jung, der tätigste und intelligenteste Verfechter der Sache Eures Abtes. Infolge Eurer Bemühungen wurde mein Vater mit seiner Forderung abgewiesen und zur Bezahlung der bedeutenden Kosten verurteilt, während das Kloster im Besitz unseres Erbteils bestätigt wurde. Sagt, hochwürdiger Vater, sind die Ereignisse, welche ich soeben rasch und flüchtig geschildert, nicht ganz genau so, wie ich sie erzählt habe?«

Der versteckte Hass und die böswilligen Andeutungen, welche in dieser Erzählung lagen, hatten die heitere Ruhe

des Priors durchaus nicht zu trüben vermocht. Er hatte ruhig mit über der Brust gekreuzten Armen und lächelndem Mund zugehört.

»Die Tatsachen, wenn auch nicht die Motive derselben, sind von Euch wahrheitgemäß erzählt worden, Herr Baron«, entgegnete er. »Ich werde sogar nicht leugnen, dass ich persönlich sehr viel zum Verlust des von Herrn von Laroche-Boisseau, Eurem Vater, anhängig gemachten Prozesses beigetragen habe. Und wenn ich daran nicht recht getan, so werde ich mich deswegen vor Gott und meinem Gewissen verantworten. Nur habt Ihr ohne Zweifel aus Vergessenheit unterlassen, einen kleinen Umstand zu erwähnen, welcher der Sache ein ganz anderes Ansehen zu geben geeignet ist. Dieser Umstand besteht darin, dass die unserem hochzuverehrenden Abt von Eurem seligen Onkel seligen Angedenkens gemachte Schenkung keine definitive ist. Sie soll provisorisch nur als ein Fideikommiss betrachtet werden. Ein Kodizill zum Testament des Grafen von Varinas wird in dem Archiv unseres Hauses aufbewahrt. Dem ausdrücklichen Willen des Testators zufolge wird dieses Kodizill erst nach einer Frist geöffnet werden, welche binnen hier und einigen Monaten abläuft. Erst in einigen Monaten wird daher der eigentliche Wille Eures Verwandten bekannt werden. Bis dahin müsst Ihr Euch enthalten, sein Andenken anzuklagen. Andererseits haben wir uns niemals als Besitzer der Güter des Grafen von Varinas betrachtet. Wir haben uns begnügt, sie mit Sorgfalt und Gewissenhaftigkeit zu verwalten und werden sie dem, der ein Recht darauf hat, an dem Tag zurückgeben, wo das definitive Testament nach dessen Verkündigung uns unsere Pflicht in dieser Beziehung offenbart haben wird.«

»Dieses angebliche Kodizill ist nichts weiter als eine unwürdige List!«, rief der Baron mit Ungestüm, »und ich weiß recht wohl, dass es den Sinn des ersten Dokuments nicht auf wesentliche Weise abändern wird. Ich habe, hochwürdiger Pater Prior, die geschickten Manöver erraten, durch welche eure Bruderschaft sich den friedlichen Genuss der Ländereien des Grafen von Varinas sichern will. Ohne Zweifel fürchtend, dass die offene und sofortige Schenkung dieser reichen Besitzungen allgemeine Entrüstung erregen würde, habt Ihr versucht, ihr eine bedingte Form zu geben, um den hässlichen Anstoß eines solchen zum Nachteil der legitimen Erben gemachten Vermächtnisses zu vermeiden. Ihr habt geglaubt, dass es geraten sei, Zeit zu gewinnen, um die öffentliche Meinung allmählich an diese dreiste Beraubung zu gewöhnen. Bis dahin, wo dieses Kodizill Euch vollständig das Eigentumsrecht der Güter meines Onkels verbürgt, gebt Ihr vor, dass Ihr bloß die Depositaren derselben seid und seit beinahe sechzehn Jahren seid Ihr nicht in Eurem angemessenen Besitz gestört worden. Ihr hoffet, dass man nach dieser langen Frist Eure strafbare Überredung vergessen habe, dass die Leidenschaften beruhigt seien und dass Ihr ohne Geräusch und ohne großes Aufsehen unser Erbteil auf definitive Weise mit den ungeheuren Besitzungen eurer Abtei vereinigen könnt. Vielleicht wird dies aber nicht geschehen, Herr Prior. Ich werde, wie ich mir nicht verhehle, auf diese alte Angelegenheit zurückkommen, sobald sich die Gelegenheit dazu darbieten wird. Mein Vater ist vor Kummer und durch eure Intrigen und Schikanen beinahe ruiniert gestorben, aber ich bin noch da und werde die Rechte meiner Familie wieder zu erlangen wissen. Ich werde den Augen-

blick der Eröffnung dieses Kodizills abwarten. Wenn aber dieses Dokument Euren Manövern den Sieg verleiht, dann könnt Ihr versichert sein, dass ich nicht untätig bleiben werde. Die Zeiten haben sich seit sechzehn Jahren sehr geändert. Das Jahrhundert ist vorgeschritten und die Geistlichkeit besitzt nicht mehr den allmächtigen Einfluss wie sonst. Man spricht schon davon, die reichste und mächtigste der religiösen Korporationen, die der Jesuiten, aus Frankreich zu verjagen. Dank der Philosophie und dem Fortschritt der Aufklärung beginnt der Wind sich gegen Euch zu drehen. Nehmt Euch daher in acht, denn diesmal würde Euer Ansehen vielleicht nicht hinreichen, einer Ungerechtigkeit den Sieg zu verschaffen.«

Laroche-Boisseau hatte sich mit großer Heftigkeit ausgesprochen, und selbst Leonce schien von der anscheinenden Rechtmäßigkeit seiner Klagen betroffen zu werden. Der junge Mann betrachtete, den Ellbogen auf den Tisch stützend, seinen Onkel mit einer Miene schmerzlichen Erstaunens, als ob sein ehrliches Gemüt nicht an die Unwürdigkeiten glauben könnte, denen man die Bruderschaft von Frontenac anklagte, und als ob er die Rechtfertigung derselben erwartet hätte.

Pater Bonadentura aber verhielt sich ganz ruhig. Er lächelte und strich zugleich mit seiner weißen wohlgeformten Hand die Falten seines Mönchsgewandes glatt.

»Wohlan, Herr Baron«, sagte er endlich, »Ihr werdet nun auf die Gelegenheit, welche Ihr sucht, nicht lange mehr zu warten brauchen. Wie ich Euch schon gesagt habe, wird die zur Eröffnung des Kodizills Eures Onkels festgesetzte Frist bald ablaufen. Dann werdet Ihr nach den Eingebungen Eurer Interessen oder eures Grolls handeln. Was die Abtei

Frontenac betrifft, so wird sie ohne Furcht und ohne Schwäche dem Willen des Grafen von Varinas, möge derselbe sein, welcher er wolle, Achtung zu verschaffen wissen.«

Die Sicherheit, mit welcher der Prior dies sagte, war eine freimütige und natürliche.

Der Baron wurde ohne Zweifel dadurch eingeschüchtert, denn er fuhr in sanfterem Ton fort: »Wir wollen weder zu rasch noch zu weit gehen, mein hochwürdiger Vater. Ich hoffe noch, dass ich nicht zu diesen äußersten Mitteln schreiten werde. Ich habe, indem ich die Erinnerung an diesen alten Streit wieder erwecke, keinen anderen Zweck, als das Unrecht nachzuweisen, welches ich erlitten hatte, und die Ansprüche auf eine Entschädigung, die mir vonseiten eurer Bruderschaft vielleicht gebührt. Wenn diese Entschädigung mir gewährt würde, wäre ich bereit, das feierliche Versprechen zu geben, die Abtei niemals wieder in dem Besitz der Güter des Grafen von Varinas zu stören.«

»Eine Entschädigung, Herr Baron? Ich verstehe Euch nicht.«

»Ich glaube im Gegenteil, dass Ihr mich recht gut versteht, hochwürdiger Vater, aber hört ferner. Infolge des Prozesses, den wir gegen Euer Kloster geführt haben, vielleicht auch infolge unüberlegter Ausgaben, ist mein gegenwärtiges Vermögen, wie allgemein bekannt, bedeutend zusammengeschmolzen. Meine Einkünfte sind teilweise mit Beschlagnahme belegt, meine Grundstücke verpfändet und ohne die eigennützige Hilfe des Maitre Legris, meines Geschäftsagenten, würde es mir zuweilen vielleicht sehr schwer werden, meinen Namen auf würdige Weise zu behaupten. Nun sehe ich nur zwei Mittel, mich dieser peinlichen Lage zu



entreißen: Entweder ich benutze die Umstände, um die Güter des Grafen von Varinas, welche, mir entrissen worden, mit Gewalt zurückzuverlangen, oder ich stelle meinen Reichtum durch eine vorteilhafte Heirat wieder her. Dieses letzte Project ist es, dessen Ausführung ich Euch, mein hochwürdiger Vater, bitten möchte, zu begünstigen. Versteht Ihr mich endlich?«

»Noch nicht, Herr Baron.«

»Ihr pflegt sonst weit mehr Scharfsinn an den Tag zu legen«, hob Laroche-Boisseau in trockenem Ton wieder an. »Ich will mich indessen ganz deutlich erklären. Hochwürdiger Vater, Euer Kloster, welches so gern große Erbschaften macht, zeigt auf dieselbe Weise eine eigentümliche Vorliebe für reiche Erbsinnen. Ihr habt in diesem Augenblick eine wohlhabende Mündel, welche Ihr mit eifersüchtiger Sorgfalt überwacht. Ihr umgibt sie mit Spionen, Ihr erforscht ihre unschuldigsten Handlungen, Ihr seid misstrauisch gegen alle, die ihr zu nahe kommen. Ohne den Zweck der Intrigen, mit welchen man Fräulein Christine von Barjac umgibt, ermitteln zu können, will ich doch gern glauben, dass man niemals daran gedacht hat, eine Nonne aus ihr zu machen und mit ihren ansehnlichen Gütern irgend ein Frauenkloster zu beschenken, welches man begünstigen möchte.«

Der Mönch schien seit einem Augenblick die ziemlich beleidigenden Ausdrücke, deren der Baron sich bediente, mit weniger Geduld zu ertragen, denn eine dunkle Röte färbte seine Wangenknochen.

»Herr Baron«, antwortete er mit leicht zitternder Stimme, »trotz meines Wunsches, mich in den Schranken der Mäßigung zu halten, kann ich Eure beleidigenden Vorausset-

zungen gegen das heilige Haus, dem ich angehöre, nicht länger dulden. Wenn daher diese Unterredung noch länger dauern soll, so ersuche ich Euch, mit weniger Bitterkeit und mehr Gerechtigkeit zu sprechen. Der Abt und das Kapitel von Frontenac haben niemals daran gedacht, Fräulein von Barjac dem geistlichen Stand zu widmen, und sie werden bei diesem Beschluss beharren, dafern nicht ihre Mündel einen positiven und beharrlichen Beruf zeigt, was durchaus nicht wahrscheinlich ist. Ihr wisst, denn Ihr kennt sie, wie mühevoll unsere Aufgabe ist, diese iunge, eigenwillige, unzählbare, jeden guten Rat verwerfende junge Dame zu überwachen. Die Ursulinerinnen von Mende haben versucht, ihr die Anfangsgründe des Unterrichtes beizubringen. Ihre Fortschritte sind aber nur mäßig gewesen, und sie hat dieses Kloster nach Verlauf von zwei Jahren wieder verlassen, nachdem sie den armen Schwestern durch ihre Störrigkeit und Widerspenstigkeit das Leben aufs Äußerste verbittert hatte. Seit ihrer Rückkehr auf Schloss Mercoire haben wir ihr einen wackeren, rechtschaffenen Edelmann und eine alte Nonne, deren Geduld, Eifer und hohe Tugend wir seit langer Zeit kennen, an die Seite gegeben. Ihr seht, Herr Baron, dass es uns bei einer Mündel von diesem Charakter sehr schwer geworden sein möchte, ihr unseren Willen aufzudringen. Wenn daher Fräulein von Barjac in der Welt bleiben und sich verheiraten will, so wird es uns nicht einfallen, Ihrer Wahl entgegen zu sein - vorausgesetzt, dass dieselbe ihrer und des edlen Hauses, aus welchem sie stammt, nicht unwürdig sei.«

»Ist das wahr, hochwürdiger Vater?«, rief Laroche-Boisseau lebhaft. »Würde man auf keinen Widerstand von Eurer Seite stoßen, wenn der Prätendent das Unglück hätte, Euch

und den anderen Würdenträgern Eurer Abtei zu misfallen? Nehmen wir einmal an, dass ich, der ich jetzt mit Euch spreche, die Ihre gefasst hätte, diese kleine Löwin zu zähmen, dass es mir gelungen wäre, einen günstigen Eindruck auf sie zu machen, und dass ich trotz ihres wilden Temperamentes es wagte, sie zu heiraten. Antwortet mir einmal offen: Würdet Ihr in diesem Fall ein solches Bündnis nicht durch alle Euch zu Gebote stehenden Mittel zu verhindern suchen?«

Diese direkte Frage schien den Prior in große Verlegenheit zu setzen, und selbst Leonce erwartete seine Antwort mit ängstlicher Spannung.

»Was, Herr Baron«, fragte Bonaventura, »hättet Ihr wirklich die Aufmerksamkeit des Fräuleins von Barjac in besonderer Weise auf Euch gezogen? Die junge Dame hat sich bis jetzt gegen alle, welche gewagt haben, sich ihr auf galante Weise zu nähern, unzugänglich gezeigt.«

»Und sie würde sich ohne Zweifel auch gegen mich so gezeigt haben, wenn ich den Fehler begangen hätte, ihr mit süßlichen Redensarten lästig zu fallen, welche sie verabscheut. Nein, ich habe ihr niemals ein Wort von Liebe gesagt. Bei den Gelegenheiten aber, wo meine Jagden mich nach Mercoire führten, fand Fräulein von Barjac an meiner Gesellschaft stets mehr Gefallen als an der irgendeines anderen Edelmannes unserer Gegend. Allerdings ist das noch nicht viel. Bei einem Mädchen aber, welches von dem gewöhnlichen Schlag so verschieden ist, liegt darin schon manches, was gewisse Hoffnungen gibt. Wenn ich daher nicht die Gewissheit hätte, dass meine Pläne von einer anderen Seite durchkreuzt würden, so würde ich den Mut nicht verlieren. Deshalb beschwöre ich Euch, mir zu sagen,

worauf ich zu rechnen habe. Noch einmal frage ich Euch: Seid Ihr meine Freunde oder meine Feinde?«

»Und ich werde nicht müde werden zu antworten, dass die Väter von Frontenac niemandes Feinde sind. Ist uns die Nächstenliebe nicht selbst gegen die zur Pflicht gemacht, welche uns beleidigt haben?«

»Auf diese Weise entschlüpft Ihr mir nicht, Herr Prior! Wollt Ihr zum Beispiel leugnen, dass Eure gegenwärtige Reise hauptsächlich den Zweck habe, meine möglichen Fortschritte in der Gunst des Fräuleins von Barjac zu bekämpfen? Habt Ihr nicht Kenntniss von der Bevorzugung erhalten, welche Eure Mündel mir einräumt, und habt Ihr, nachdem Ihr meine bevorstehende Ankunft auf dem Schloss Mercoire erfahren, Euch nicht unverweilt auf den Weg gemacht, um in Eurer Eigenschaft als Ratgeber und wirkliches Oberhaupt eurer Bruderschaft durch Eure Gegenwart alle meine Versuche zu vereiteln? Seht, hochwürdiger Vater, trotz Eurer ein wenig allzu ungeistlichen List habe ich doch Vertrauen zu Eurer Aufrichtigkeit. Antwortet mir einfach mit einem Nein, und ich werde ohne Zaudern Euch glauben.«

Auf diese Weise in die Enge getrieben, konnte Pater Bonaventura der Frage nicht mehr ausweichen.

»Wohlan«, hob er an, »ich leugne nicht, dass meine Anwesenheit in Mercoire notwendig erschienen ist, um die Bewerber, welche der Reichtum und die Schönheit des Fräuleins von Barjac unaufhörlich anlocken, in Schranken zu halten. Wir vertreten Vaterstelle an diesem jungen Mädchen. Können wir sie wohl unter der tumultuarischen Gesellschaft, welche sich in ihrem eigenen Haus versammeln wird, ohne Schutz und ohne Rat lassen?«

»Gut!«, sagte der Baron in trockenem Ton, indem er sich zugleich erhob. »Das nenne ich endlich rund heraus gesprochen, hochwürdiger Vater. Ihr betrachtet also meine Aufmerksamkeiten gegen Eure Mündel mit ungünstigem Auge und werdet meine Pläne mit allen Euren Kräften bekämpfen?«

»Ich habe schon die Ehre gehabt, Herr von Laroche-Boisseau, zu versichern, dass Fräulein von Barjac in ihrer Wahl unbedingt frei bleiben würde. Nur werden die Väter von Frontenac ohne Zweifel von dem ihnen zustehenden Rechte Gebrauch machen, Ratschläge zu erteilen, Vorstellungen zu machen ...«

»Immer besser, immer besser«, entgegnete der Baron in ironischem Ton, indem er mit großen Schritten auf- und abging und seine silbernen Sporen klirren ließ. »Unglücklicherweise für Euch, mein hochwürdiger Herr, versichert man, dass Eure Vorstellungen bei diesem störrigen Kind kein sonderliches Gehör finden. Aber wollt Ihr mir nicht wenigstens die Ursache der beklagenswerten Vorurteile mitteilen, welche Ihr gegen mich gefasst habt?«

»Ach, Herr Baron«, rief der Pater Bonaventura, durch diese Hartnäckigkeit ungeduldig gemacht, »ist es wohl notwendig, andere Ursachen aufzusuchen, als Euer unordentliches, ausschweifendes Leben, den Ruin Eures Vermögens, und ganz besonders Eure geheime Anhänglichkeit an die protestantische Ketzerei?«

»Mein Ruin ist Euer Werk«, entgegnete Laroche-Boisseau mit Energie. »Mein Leben ist das aller Edelleute, welche sich ihres Adels bewusst sind. Was die alte Beschuldigung des Protestantismus betrifft, die man nur unaufhörlich ins Gesicht wirft, wie man sie auch schon früher meinen Vor-

fahren und dem sehr frommen und eifrigen Katholiken, dem Grafen von Varinas, ins Gesicht geworfen, so könnte ich fragen, worauf sie sich gründet. Nehmen wir aber auch einen Augenblick lang an, dass sie gegründet sei. Ist es, hochwürdiger Vater, nicht besser, im Herzen protestantisch zu bleiben, als gar keine Religion zu haben wie so viele andere?«

»Und wäre das nicht auch bei Euch der Fall, Herr Baron?«, sagte der Mönch in strengem Ton. »Man versichert, dass Ihr weder Predigt noch Kirche - doch brechen wir hiervon ab«, unterbrach er sich mit Selbstüberwindung. »Ich darf die Gewissen nicht erforschen, ohne in bestimmter Weise dazu aufgefordert worden zu sein. Gott wird uns alle richten!«

Man schwieg abermals. Der Baron fuhr fort, in dem Zimmer auf- und abzugehen.

Endlich blieb er wieder vor dem Prior stehen.

»Also, mein hochwürdiger Vater«, fragte er mit verhaltenem Zorn, »Ihr nehmt das Mittel nicht an, welches ich Euch vorschlug, um schreiende Ungerechtigkeiten wieder gut zu machen? Ich wünschte die Vergangenheit zu verwischen und mit Euch einen Frieden zu schließen, dessen Unterpfand Fräulein von Barjac gewesen wäre. Ihr gebt dem Kriege den Vorzug. Ich werde ihn denn gegen Euch führen, und zwar mit Eifer und Erbitterung, das schwöre ich Euch. Um denselben sofort zu beginnen, erkläre ich hiermit, dass ich Eure Mündel Euch zum Trotz heiraten werde.«

Der Prior antwortete auf diese Art von Herausforderung durch ein Lächeln.

Leonce aber, der bis jetzt stummer, wenn auch nicht gleichgültiger Zeuge dieser Erklärung gewesen war, rief,

indem er sich wie von einem unwiderstehlichen Impuls getrieben erhob: »Was, Herr Baron, Ihr wisst also gewiss, dass Fräulein von Barjac Euch liebt?«

Laroche-Boisseau drehte sich rasch herum. Der Prior selbst schien durch die Keckheit seines Neffen in hohem Grade überrascht, obschon nicht erzürnt zu werden.

»Na, na! Was wandelt Euch denn so plötzlich an, mein kleiner Freund?«, fragte der Baron in spöttischem Ton, indem er den Jüngling mit verächtlichem Blick musterte. »Sind das die Dinge, womit man die angehenden Mönche Eurer Art in den Klöstern beschäftigt? Dergleichen Galanterien gehören nicht in Euer Fach. Ihr würdet besser tun, Euer Brevier zu lesen, und der hier anwesende hochwürdige Herr wird Euch ohne Zweifel eine tüchtige Buße auflegen, dass Ihr Euch so ohne Erlaubnis in profane Gespräche gemischt habt.«

»Mein Herr«, entgegnete Leonce, »ich gehöre nicht der Kirche an. Ich bin Laie wie Ihr und werde nicht dulden ...« Er schwieg, als ob er über seine Keckheit selbst erschreke.

»Nun, was werdet Ihr denn nicht dulden, lieber Kleiner?«, fragte Laroche-Boisseau mit seiner beleidigenden Ironie. »Wohl, dass Fräulein von Barjac eine Bevorzugung meiner Person zu erkennen gebe? Ich kann nicht recht begreifen, was dies Euch angehen würde und wie Ihr es verhindern könntet?«

»Das ist es nicht«, stammelte Leonce, in welchem der Zorn mit der Verlegenheit kämpfte. »Ich will sagen, dass die beleidigende Weise, auf welche Ihr soeben meinen ehrwürdigen Onkel und den vortrefflichen Vätern von Frontenac begegnet seid ...«

»Ha! Ha! Schöner Knabe, Eure Absicht ist also wohl, Euch

zum Vorkämpfer dieser Mönche aufzuwerfen und mich ihretwegen zur Rede zu stellen? Das ist wunderschön, denn ich bin durchaus nicht geneigt, mein Wort zurückzunehmen und zu bereuen. Ich werde sogar jedem, der es hören will, sagen, dass die Väter von Frontenac ohne irgendwelche Ausnahme Heuchler und habgierige Intriganten sind, dass sie mich um mein Erbteil betrogen haben, und dass sie ohne Zweifel sich ihrer unschuldigen Mündel als eines Werkzeuges zu bedienen hoffen, um neue Reichtümer und neuen Einfluss zu erwerben. Aber ich werde wachsam sein, ich werde ihre im Dunkeln schleichenden Intrigen zu vereiteln wissen. Ich liebe Fräulein von Barjac und werde vielleicht von ihr wiedergeliebt. Wir werden sehen, wer sich meinen Plänen in den Weg zu stellen wagen wird.«

»Ihr liebt sie?«, rief Leonce mit funkelnden Augen. »Ihr liebt sie? Ihr, mit Eurem abgestumpften Herzen, Eurer verwelkten Seele ...«

»Ich sehe, mein lieber junger Freund, dass man Euch einen heiligen Abscheu gegen Weltkinder, wie ich bin, beigebracht hat. Zum Glück ist es von Vorschriften bis zum Beispiel noch weit. Ja, so wahr ich lebe und was man auch sagen möge, ich liebe dieses stolze, mutige Mädchen. Sie ist kein gewöhnliches Weib und ich finde an ihr einen verlockenden Reiz. Aber, morbleu!«, unterbrach er sich in verächtlichem Ton, »was geht Euch die ganze Sache an? Und ich, bin ich nicht allzu gutmütig, dass ich die indiskreten Fragen eines hitzköpfigen Chorknaben beantworte?«

»Mein Herr«, rief Leonce in drohendem Ton, »ich kann Eure Insolenzen nicht länger dulden und ich werde ...«

»Nun was werdet Ihr denn tun, mein tapferer Ritter«, entgegnete Laroche-Botsseau mit laut schallendem Gelächter.



»Mich fordern? Morbleu, das wäre ungemein spaßhaft. Ich stehe zu Befehl, lieber Kleiner. Also, heraus mit der Klinge. Seht, ich stehe schon bereit, Euch zu empfangen.«

Er hatte eine Fechterstellung angenommen und tat, als ob er mit dem Stiel seiner Peitsche nach ihm geführte Stöße pariere.

»Nun warum kommt Ihr denn nicht heran?«, fuhr er immer noch lachend fort. »Aber Gott verzeihe mir! Ich glaube, Ihr habt Euer Rapier vergessen, mein hitzköpfiger junger Herr! Was ist denn aus Eurem Rapier geworden?«

»Wenigstens kann ich Euch mit der Waffe bekämpfen, die Ihr selbst gewählt habt«, rief Leonce vor Zorn außer sich.

Er ergriff seine auf einem Stuhl liegende Peitsche und ging mit erhobenem Arm auf den Baron los.

Während dieses heftigen Zwistes hatte der Pater Bonaventura eine Ruhe bewahrt, die vollkommen unerklärlich war. Es war, als ob er sehen wollte, wie weit Leonces gerechte Entrüstung gehen würde, als ob er den Grad des Mutes und der Energie dieses jungen Mannes messen wollte, den er von seiner Kindheit an so sanft und friedlich gesehen hatte.

Vielleicht gewährte diese Prüfung dem Mönch ein nicht allzu ungünstiges Resultat, denn Bonaventura lächelte bei jeder Antwort seines jungen Kämpfers.

Als er jedoch die beiden Gegner im Begriff sah, miteinander handgemein zu werden, warf er sich mit einer Behendigkeit, die ihm sonst nicht eigen zu sein pflegte, dazwischen und rief: »Pfui, schäme dich, Leonce! Vergisst du schon unsere Lehren? Willst du die wilden Sitten und Leidenschaften der Duellanten unserer Zeit annehmen? Erlauben wohl Vernunft und Religion dergleichen Streitigkeiten?

Und Ihr, Herr Baron«, fuhr er zu Laroche-Boisseau, der sich noch auf der Defensive hielt, gewendet fort, »errötet Ihr nicht, Euch auf solche Weise gegen ein harmloses Kind zu benehmen?«

Gleich bei den ersten Worten seines Onkels hatte Leonce, sich seiner Aufwallung schämend, seine Peitsche fallen lassen und sich wieder auf seinen Platz gesetzt. Er bedeckte das Gesicht mit beiden Händen und gab keine Antwort.

Der Baron seinerseits nahm ebenfalls eine andere Miene an und sagte in leichtfertigem Ton: »Zum Teufel, diesmal habt Ihr wirklich recht, hochwürdiger Vater. Ich hätte die Beleidigung Eures Neffen verachten sollen. Dennoch aber«, hob er in verächtlich gönnerhaftem Ton wieder an, »der junge Mann hat Feuer und vielleicht wird er nicht ganz leicht zu lenken sein, sobald er erst etwas Haar ums Kinn bekommt. Doch lassen wir dies. Die Zeit vergeht und ich muss mich nun wieder auf den Weg machen. Da Ihr meine Vergleichsvorschläge zurückgewiesen habt, so wird nun jeder von uns nach seinem Belieben handeln und der Sieg wird dem Stärksten oder dem Schlauesten beschieden sein.«

Er öffnete die Küchentür und rief: »Zu Pferde, meine Leute - alle zu Pferde!«

Es entstand sofort eine geräuschvolle Bewegung in dem ersten Zimmer, als ob man sich beeilte, dem Befehl des Herrn zu gehorchen.

»Also, Herr Baron«, fragte der Prior mit einer Demut, die von seiner so eben bewiesenen Festigkeit sehr verschieden war. »Ihr werdet uns nicht erlauben, Eure Eskorte zu benutzen, um uns in Sicherheit nach Mercoire zu begeben? Trotz der Differenzen, welche zwischen uns bestehen, wür-

det Ihr es später, wie ich nicht bezweifle, doch bedauern, wenn irgendein Unfall ...«

»Ihr haltet mich für viel zu großmütig und menschenfreundlich«, entgegnete Laroche-Boisseau in seinem spöttischen Ton. »Mein Gott! Wenn der Wolf Euch nun auch zerrisse, glaubt Ihr denn, dass er mir damit einen schlechten Dienst leisten würde? Von der ganzen Abtei Frontenac seid Ihr der einzige Mann, welcher vielleicht fähig ist, meine Pläne zu vereiteln. Von Eurem Scharfblick, Euer Wachsamkeit und Eurer unermüdlichen Tätigkeit habe ich alles zu fürchten. Deshalb werde ich die günstige Aussicht, die sich bietet, nicht von selbst verscherzen. Wir führen Krieg miteinander, Herr Prior, und alle Mittel sind gut, um den Sieg zu erlangen. Übrigens«, setzte er hinzu, indem er Leonce ansah, welcher noch in seine Gedanken versunken war, »habt Ihr denn nicht einen unerschrockenen Verteidiger bei Euch, der recht wohl imstande sein wird, die berüchtigte Bestie des Gevaudan Mores zu lehren? Er wird Euch schon beschützen und sein überwallender Mut kann sich an einem Wolf besser üben als an einem Edelmann. Heute Abend werden wir uns auf dem Schloss Mercoire wiedersehen, wo Ihr gesund und wohlbehalten ankommen werdet - was ich Euch wünsche. So sei es. Adieu!«

Er setzte seinen Hut auf und verließ, ein Jagdliedchen pfeifend, das Zimmer. Einige Minuten später hörte man den Hufschlag der sich entfernenden Pferde.

Der Pater Bonaventura, der durch die Furcht, sich in den gefährlichen Wäldern, die er zu passieren hatte, zu verspäten, angestachelt wurde, beeilte sich ebenfalls, seine Maultiere zu verlangen. Er hoffte, dem Baron in kurzer Entfernung folgen zu können und sich auf diese Weise ihm selbst

zum Trotz unter seinen Schutz zu stellen. Das Haus aber war durch den Zuwachs an Gästen in Wirrwarr geraten, und die Maultiere waren daher nicht bereit. Dann musste man auch noch die eifrigen Danksagungen der Madame Richard für die Ehre, welche ihr der Prior erzeugte, indem er sich herabgelassen hatte, bei ihr einzukehren, und ihr Bedauern wegen seines Zwistes mit Laroche-Boisseau anhören, welcher erzürnt gegen sie fortgegangen war, ohne auch nur daran zu denken, die Zeche zu bezahlen, woraus sich übrigens die schöne Witwe nicht viel machte.

Auf diese Weise ging viel Zeit verloren. Als Bonaventura und Leonce endlich unter den Bücklingen und Kniebeugungen der Bewohner der Stadt aus Langogne hinaus waren, gewahrten sie, so weit ihre Blicke reichten, weder den Baron noch seine Leute.

## Kapitel IV

### Der Überfall

Schon seit einer Stunde hatte der Prior von Frontenac und sein Neffe Leonce die Stadt Langogne verlassen. Abgesehen von einigen Schwierigkeiten des Weges war nichts vorgekommen, was ihre Reise gestört hätte. Allerdings hatten sie trotz unablässiger Aufmerksamkeit die vor ihnen aufgebrochenen Reiter nicht wieder zu sehen vermocht, aber sie hörten zuweilen Hörnerschall in der Ferne. Die seltenen Wanderer, welchen sie in der waldreichen Gegend begegneten, gaben ihnen die Versicherung, dass die Jäger kaum eine Viertelmeile vorausgeeilt seien.

Der Pater Bonaventura hörte daher nicht auf, sein Maultier anzutreiben und gedachte bei jeder Biegung der Straße endlich die hellfarbigen Uniformen des Barons und seiner Piqueurs zu erblicken. Leonce ahmte ihm mechanisch nach.

Dieses Antreiben äußerte aber keine große Wirkung auf die störrigen Tiere, sodass allem Anschein nach die Entfernung zwischen den beiden Reisenden und den besser berittenen Jägern, anstatt sich zu verringern, sich unaufhörlich vergrößern musste.

Nach vielen Umwegen hatte man eines jener hohen Plateaus erreicht, welche in der dortigen Gegend *Causse* genannt werden und die eine große unbebaute Fläche bilden, welche von noch höheren Bergen eingeschlossen ist.

Diese Ebene war unfruchtbar, kahl und ohne Grün. Nur in weiten Zwischenräumen brachten einige von den Stürmen, deren Gewalt in diesen Gegenden furchtbar ist, halb zerbrochene Kastanienbäume mit ihren gelb werdenden Blättern einige Abwechslung in die graue Gleichförmigkeit des Bodens.

Diese Hochebene endete mit einer waldigen Schlucht, in welche der Weg hineinführte. Obschon sie aber eine gute Viertelmeile lang war und der Blick hier durch nichts gehindert wurde, so war doch von den Jägern immer noch nichts zu sehen.

Übrigens jedoch bot der Weg für den Augenblick keine Schwierigkeit dar. Das ebene, freie, selbst von Strauchwerk entblößte Terrain ließ weder einen Hinterhalt noch einen plötzlichen Überfall von wilden Tieren fürchten. Überdies herrschte auch tiefe Ruhe in diesem ungeheueren Zirkus. Das Wetter war schön und die noch hoch am Horizont stehende Sonne ließ hoffen, dass man noch vor Einbruch der

Nacht durch den Wald hindurchkommen würde.

Der Prior schien sich daher auch endlich mit Geduld in die Lage der Dinge zu fügen. Er hörte auf, sein Maultier anzutreiben, welches nicht durch seinen Gehorsam, sondern durch seine Widerspenstigkeit gegen diese Bemühungen des Reiters ganz außer Atem gekommen war, und rief Leonce durch einen Wink näher zu sich heran.

Seit man die Stadt verlassen hatte, hatte der junge Mann kein Wort gesprochen. Mit auf die Brust gesenktem Kopf schien er in seinen Betrachtungen versunken zu sein.

Dennoch aber beeilte er sich zu gehorchen und ritt neben dem Mönch her, was die Breite des Weges nun gestattete.

»Ich glaube, mein Sohn«, sagte der Prior, »dass wir jetzt nicht mehr daran denken dürfen, diesen übermütigen Edelmann einzuholen. Meiner Treu! Vielleicht hätten wir wohl daran getan, in Langogne einige wackere Leute zu unserer Begleitung mitzunehmen. Wir sind aber so übereilt aufgebrochen. Indessen, wir können jetzt höchstens nur noch zwei Meilen vom Schloss entfernt sein und diese werden wir in einer Stunde zurückgelegt haben. Freilich wird der Weg unten in dem Tal der Monadière weit weniger schön sein.«

Und er zeigte mit besorgter Miene auf den Engpass, in welchen das Plateau auslief.

Leonce antwortete bloß durch eine zerstreute Gebärde. Obwohl von sanfter und redseliger Gemütsart war er doch in großem Misstrauen gegen sich selbst und in tiefer Ehrerbietung gegen die erzogen worden, welche Autorität über ihn besaßen. Gewöhnlich zurückhaltend und schweigsam wartete er gern, bis man ihn fragte, ehe er sprach. Dennoch aber war seine Schweigsamkeit seit dem Auftritt in der

Herberge eine so hartnäckige, dass der Prior endlich anfang, sich darüber zu wundern.

»Nun, mein lieber Leonce, was fehlt dir denn?«, fragte er - in freundschaftlichem Ton, während die beiden Maultiere mit ihrem Passgang nebeneinander hermarschierten. »Bist du krank oder fürchtest du dich vielleicht auch vor dieser verwünschten Bestie, vor welcher Gott uns bewahren möge?«

»Weder das eine noch das andere ist der Fall, mein Onkel, ich dachte nur ...«

»Woran denn, mein Sohn?«

»An nichts, mein hochwürdiger Vater.« Und der schöne Jüngling stieß einen tiefen Seufzer aus, Bonaventura beobachtete ihn verstohlen.

»Leonce«, hob er in ernstem Ton wieder an, »ich bin dir gleichzeitig ein Lob und einen Tadel schuldig - ein Lob für den großmütigen Enthusiasmus, mit welchem du vorhin meine Verteidigung und die deiner wertten Beschützer, der Väter von Frontenac, übernahmst; einen Tadel deswegen, weil du dich von deiner Aufwallung hinreißen ließest, einen Edelmann herauszufordern, dessen Unrecht dem deinen nicht zur Entschuldigung gereichen kann.«

»Wie«, fragte Leonce mit schlecht verhehlter Ungeduld, »sollte man die beleidigenden Worte dieses Herrn von Laroche-Boisseau kaltblütig hinnehmen? Sollte man seine beleidigenden Prahlereien in Bezug auf Fräulein von Barjac ohne Widerspruch anhören?«

»Und was geht denn das Fräulein von Barjac dich an, mein Sohn?«

Leonce neigte sich vorwärts, als ob er einen Riemen seines Sattels fester schnallen wollte, in der Tat aber, um die

aufsteigende Röte auf seinen Wangen zu verbergen.

»Mein Onkel«, sagte er, »ich glaubte, Fräulein von Barjac ist die Mündel der Abtei, Eure Mündel. Wir werden die Gastfreundschaft ihres Hauses genießen. Sollte ich daher mit dieser beleidigenden Leichtfertigkeit von ihr sprechen lassen? Aber, ich gestehe«, setzte er lebhafter werdend hinzu, »jedes Wort dieses verhassten Barons wirkte auf mein Gehirn wie die Dämpfe eines berausenden Getränkes. Ich weiß nicht, welche unbekannte Instinkte sich mir offenbart haben. Ich empfand einen unwiderstehlichen Wunsch, mich auf ihn zu stürzen und ihn ins Gesicht zu schlagen. Wenn ich einen Degen gehabt hätte, so hätte ich ihn, trotz Eurer Gegenwart, sofort angegriffen. Ich hatte aber keinen Degen. Ich bin nicht Edelmann. Ich bin bloß ein bescheidener, friedlicher Schüler der Väter Benediktiner von Frontenac, und ich habe die Beleidigung hinunterschlucken müssen.«

Mit diesen Worten ließ Leonce seiner lange verhaltenen Gemütsbewegung freien Lauf und brach in Tränen aus.

Der Prior schien darüber nicht allzu verwundert zu sein. Er wusste vielleicht besser als sein Neffe selbst, was in dieser naiven Seele vorging.

Dennoch aber hob er mit einem Gemisch von Sanftmut und Strenge wieder an: »Wie, Leonce, du weinst? Muss ich das von einem jungen Manne erwarten, der so gut und in seinem Glauben so fest ist, von meinem geliebten Schüler, von dem Kind meiner Neigung, von dem Sohn meiner Schwester? Woher kommen diese unsinnigen Leidenschaften, welche so plötzlich hervorbrechen? Habe ich dir nicht hundertmal gesagt, Leonce, dass vernünftige, nach Gottes Bild geschaffene Kreaturen niemals zur Gewalt ihre Zu-



flucht nehmen dürfen? Der Verstand, die Überredung ist es, von welcher der Mensch, der Christ, Gebrauch machen muss. Ahme nicht hierin der unruhigen Jugend unserer Zeit und ganz besonders nicht solchen Wüstlingen wie dieser Baron von Laroche-Boisseau nach, welche stets bereit sind, die Spitze ihres Degens gegen die Vernunft, gegen die Wahrheit, gegen die Gerechtigkeit zu kehren. Sollten dir später, was nicht unmöglich ist, die Vorteile des Ranges und des Reichtums, welche du allzu hoch aufschlägst, zuteilwerden, so erinnere dich, dass Zorn und Hass schmachvolle, deiner unwürdige Laster sind.«

Leonce trocknete sich die Augen.

»Verzeiht mir, mein Onkel, diese Anwendung von Schwäche«, sagte er, indem er seiner Stimme wieder einen festen Ausdruck zu geben suchte. »Ich kann noch gar nicht recht begreifen, wie ich mich so hinreißen lassen konnte. Indessen, da wir gerade von meiner Stellung in der Welt sprechen, so erlaubt mir endlich Aufklärungen zu verlangen, welche die Ehrfurcht mich bis jetzt abgehalten hat, von Euch zu fordern, und welche dennoch von Stunde zu Stunde für meine Ruhe notwendiger werden.«

»Der Augenblick ist zu einer Erklärung ziemlich schlecht gewählt«, sagte der Mönch, indem er sich umsah. »Wenn du indessen etwas auf dem Herzen hast, mein Sohn, so zögere nicht länger, es mir zu sagen.«

»Vielleicht, mein vortrefflicher Onkel, hätte ich Euch, meinem Mentor und besten Freund, den Zustand meiner Seele schon früher offenbaren sollen. Seit Kurzem hat eine schwarze Traurigkeit sich meiner bemächtigt. Ehrgeizige Träume von weltlichen Freuden und irdischem Ruhm verfolgen mich Tag und Nacht. Diese Unruhe des Gemütes,

welche zuweilen eine wahrhafte Angst wird, hat ihren Grund ohne Zweifel in der tiefen Ungewissheit, in der ich mich noch in Bezug auf die Zukunft befinde, welche mich erwartet. Meine Gedanken irren im leeren Raum umher und verirren sich in Ermangelung eines vorgezeichneten Weges. Hört mich daher, mein geliebter Onkel, und ich beschwöre Euch, weist die Bitte, die ich an Euch richten werde, nicht zurück. Ich habe frühzeitig meinen Vater und meine Mutter verloren, die ich niemals gekannt habe, aber es hat mir weder an der zärtlichsten Pflege noch an der liebevollsten Nachsicht gefehlt. Seid gesegnet, mein würdiger Onkel, für die unverbrüchliche Liebe, welche Ihr der armen Waise bewiesen. Ihr habt mich in Euer friedliches Klosterasyl aufgenommen. Ihr habt es Euch zur Freude gemacht, mein Herz und meinen Geist zu bilden, Ihr habt mich durch Vorschrift und Beispiel gelehrt. Jeder der vortrefflichen Väter von Frontenac, Eure Freunde und Eure Brüder, hat Euch bei dieser wohlthätigen Aufgabe unterstützt, und die Gelehrtesten und Weisesten sind bemüht gewesen, mir ihre Wissenschaft und ihre Weisheit beizubringen. Deshalb schließe ich auch Euch alle in ein gemeinsames Gefühl der Ehrerbietung und Dankbarkeit ein. Ich betrachte mich als Euer Kind und frage mich, ob ich jemals die Kraft haben werde, Euch zu verlassen. Seit einiger Zeit aber, mein hochwürdiger Vater, scheint Ihr, sei es nun Zufall, sei es mit Absicht, alles Mögliche aufzubieten, um mich von dem Kloster abwendig zu machen, in welchem ich meine Jugend zugebracht habe. Es beliebt Euch zuweilen meine Studien zu unterbrechen und Ihr versäumt keine Gelegenheit, mich mit der Welt in Berührung zu bringen. Heute zum Beispiel verlangt Ihr, dass ich den geräuschvollen, tumultuari-

schen Vorgängen einer großen Jagd beiwohne. Diese Forderungen und die neuen Ideen und Instinkte, welche sie erwecken, sind die Ursache der moralischen Unordnung, in welcher Ihr mich jetzt seht. Ungestüme Bewegungen reißen mich wider Willen hin, wie Ihr soeben dem Baron von Laroche-Boisseau gegenübergesehen habt, und ihre Gewalt erschreckt mich zuweilen. Von Euch hängt es ab, diesen unsinnigen Gemütsbewegungen ein Ende zu machen. Wenn ich wirklich der Welt entsagen soll, wenn ich die Gewissheit habe, diese Bewegungen durch Euren Rat und Eure Ermutigung zu beherrschen, so bitte ich Euch, mein guter Onkel und hochwürdiger Vater, erlaubt mir, so schnell wie möglich in die Abtei zurückzukehren, hier das Novizengewand anzulegen und nach Ablauf der gewöhnlichen Probezeit das Gelübde zu leisten. Ich wünsche dort zu leben und zu sterben mitten unter Freunden, die mir stets teuer sind und sein werden.«

Der Pater Bonaventura war ohne Zweifel auf diese Worte gefasst, denn er gab keine Überraschung darüber zu erkennen. Dagegen zeigten sich zahlreiche Falten auf seiner breiten kahlen Stirn.

»Leonce«, fragte er mit gedankenvoller Miene, »hast du dir auch alles reiflich überlegt? Ist dieser Beruf für das Klosterleben ein freier und aufrichtiger?«

»Ich ... ich glaube es.«

»Und ich, der ich in deiner Seele lese wie in einem aufgeschlagenen Buch, ich bin vom Gegenteil überzeugt. Diese leidenschaftlichen Bewegungen, von welchen du sprichst, beweisen mir deutlich, dass du nicht für das Kloster geboren bist. Glaubst du, dass unter dem Priestergewand dieses wallende Blut, diese reizbaren Nerven sich mit einem Mal

beschwichtigen werden? Nein, dieses Gewand würde dich brennen wie das Hemd des Nessus. Übrigens, mein Sohn, untersagen jene Gründe, welche du später erfahren wirst, das Klosterleben unbedingt.«

»Was sagt Ihr, mein Onkel?«, rief Leonce mit dem größten Erstaunen. »Man würde mir den Trost verweigern, der allen verwundeten Seelen verheißen ist ...«

»Aber deine Seele ist nicht verwundet, und wäre sie es auch, so könnte doch in deinem Alter die Wunde nicht sehr gefährlich sein. Frage mich nicht. Du darfst aber nicht mehr daran denken, in Frontenac oder in irgendeinem anderen geistlichen Haus ein Gelübde, dich dem Klosterleben zu widmen, abzulegen - wenigstens nicht, bis die Umstände sich geändert haben und du selbst die ganze Bedeutung eines solchen Opfers kennst.«

Leonce war verblüfft.

»Mein Vater«, hob er wieder an, »ich werde geduldig warten, bis Ihr es für angemessen erachtet, mir diese seltsame Weigerung zu erklären. Aber wenn Ihr mich aus dem Kloster verstoßt - guter Gott, welches Schicksal wird mir dann beschieden sein? Ich hatte immer geglaubt, als ich Euch mich mit so vieler Sorgfalt gegen die Aufregungen und Stürme des weltlichen Lebens waffnen sah, Euer geheimer Wunsch wäre, mir Widerwillen gegen diese Welt einzuflößen.«

»Wenn dies der Fall gewesen wäre, mein Sohn, so hätten die hochwürdigen Väter von Frontenac und ich das Ziel überschritten, welches wir erreichen wollten. Unser einziger Wunsch ist gewesen, aus dir einen unterrichteten, festen, rechtschaffenen Mann zu machen, einen Christen, welcher später ein Muster in der Gesellschaft wäre. Aber sieh,

Leonce«, setzte der Mönch mit einem Anflug von Strenge hinzu, »ich habe den wirklichen Beweggrund dieses angeblichen Berufes durchschaut, der dir so plötzlich gekommen ist. Er hat seinen Ursprung in beleidigtem Stolz, in gewaltsam zurückgedrängtem Ehrgeiz. Du beginnst jetzt von Weitem das glänzende Theater der Welt zu sehen. Wie alle jungen Leute empfindest du die Bedrängnis, in demselben eine bedeutende Rolle zu spielen, den Ruhm desselben zu erobern, alle Freuden desselben zu erschöpfen. Mitten in diesem Streben und Trachten aber wirst du von deiner Ohnmacht, deiner Niedrigkeit betroffen. Du sagst dir, dass die Wege, welche zu hohen sozialen Stellungen führen, dir armen Plebejer, dir, dem Neffen eines schlichten Mönches, verschlossen sind. Antworte einmal aufrichtig, Leonce, ist das nicht wahr?«

»Mein lieber Onkel, könnt Ihr wirklich glauben ...«

»Es sind vielleicht auch noch andere Gründe vorhanden«, fuhr der Prior fort, indem er ihm einen jener Blicke zuwarf, welche bis in die innerste Seele des jungen Mannes zu dringen schienen. »Der aber, welchen ich soeben ausgesprochen habe, ist der hauptsächlichste, der am wenigsten bestreitbare. Wohlan, Leonce, ich möchte dir nicht übertriebene Hoffnungen einflößen, die in ihrer jugendlichen Übertreibung nicht zu verwirklichen sind, aber ich sage dir, die Zukunft hat für dich genug Vorteile in Bereitschaft, um einem gemäßigten Ehrgeiz zu genügen. Habe daher Vertrauen zu dir selbst und gehe mutig auf die Vernunft und die Gerechtigkeit gestützt vorwärts - Gott wird das Übrige tun.«

Als ob diese Worte, trotz der Zurückhaltung, welche sie begleitete, einen zu lebhaften Eindruck auf seinen Neffen

hätten machen können, hob der Prior sofort wieder an: »Noch einmal, Leonce, lass deinen Geist nicht unklugerweise abgeschmackten Hirngespinnsten nachsagen und bemühe dich, mich recht zu verstehen. Ich bin tot für die Welt und habe für mich auf Erden nichts mehr zu suchen. Du aber bist mein Schüler, mein Freund, mein Pflegesohn. Ich habe dich heranwachsen sehen, ich habe selbst deine guten Triebe entwickelt, ich weiß, welche Tugenden mitten unter den Unvollkommenheiten unserer menschlichen Natur in deinem Herzen wohnen. Den Ehrgeiz, den ich nicht mehr für mich habe, habe ich für dich. Ich lebe in meinem geliebten Schüler wieder von Neuem. Deshalb habe ich zahlreiche Pläne für dein irdisches Glück, für dein Emporkommen entworfen, und diese Pläne werden von den Vätern von Frontenac, welche dir mit so inniger Liebe zugetan sind, mit ihrer ganzen Macht und ihrem ganzen Ansehen unterstützt werden. Unsere Bemühungen, unsere Tatkraft, unser Einfluss - alles wird aufgeboten werden, um ein großes und glückliches Geschick zu sichern.«

Es war, als ob diese Erklärungen in Leonce einen gewissen Grad von Misstrauen erweckten. Anstatt seinem Onkel zu danken, blieb er düster und befangen.

»Ich will gern glauben«, sagte er endlich, »dass die Pläne, um welche es sich handelt, nicht zu unangenehmen Deutungen Anlass geben werden und dass die Intrigen, welche der Baron von Laroche-Boisseau den Mönchen von Frontenac zur Last legte ...«

»Ha, das ist die Wirkung der giftigen Worte dieses Edelmannes!«, unterbrach ihn der Pater Bonaventura mit schmerzlichem Erstaunen. »Aber du, Leonce, wie kannst du diesen giftigen Pfeil gegen deine Freunde und deine

Vorväter zurückschleudern?«

Es lag so viel in dem Ton des Priors, dass Leonce schnell von seinem Maultier, welches stehen blieb, heruntersprang. Er eilte auf seinen Onkel zu, ergriff seine Hand und bedeckte diese mit Küssen und Tränen.

»Verzeiht mir, verzeiht mir!«, rief er mit von Schluchzen unterbrochener Stimme. »Wenn Ihr wüsstet, was ich leide. Ich glaube, Gott verlässt mich!«

Die Aufrichtigkeit dieses Schmerzes rührte den Pater Bonaventura.

»Ich entschuldige gern«, entgegnete er lächelnd, »eine vorübergehende Verirrung. Armer Leonce, glaubst du, ich errate nicht die Ursache dieser seltsamen in deiner sonst so friedlichen und gleichmäßigen Gemütsstimmung eingetretenen Veränderung, die Ursache dieser düsteren Traurigkeit oder dieser Aufwallungen, welche plötzlich hervorbrechen wie die Stürme der Seele? Der Augenblick ist jedoch nicht günstig, um über dergleichen Dinge zu verhandeln. Wir werden diesen Gegenstand ein andermal wieder aufnehmen. Steige auf, Leonce, und lass uns unsere Reise weiter fortsetzen.«

Der junge Mann gehorchte mit seiner gewöhnlichen Unterwürfigkeit und sie ritten wieder einige Augenblicke nebeneinander her.

»Mein Kind«, hob nach einiger Zeit der Mönch in wohlwollendem Ton wieder an, »obwohl ich dir deinen Fehler verziehen habe, so will ich dir doch eine Buße auflegen. In Mercoire werden wir den Baron von Laroche-Boisseau wiederfinden. Es wird mir Freude machen, wenn ich sehe, dass du jeden neuen Streit mit ihm vermeidest. Ich habe ganz besondere Gründe, um zu wünschen, dass zwischen Euch

weder Hass noch Zorn weiter bestehe. Du würdest es später sicher bereuen, meinen Rat nicht befolgt zu haben. Nun, Leonce, was wirst du antworten?«

»Eine Beleidigung, die mir zugefügt wird, kann ich vergeben, mein Onkel. Aber soll ich in meiner Gegenwart eine Person beleidigen lassen, die ein Recht auf meine Zuneigung, auf meine Achtung hat?«

»Ich muss dein Versprechen ohne Bedingung haben. An der Genauigkeit, mit welcher du demselben nachkommst, werde ich beurteilen, ob du deine unbegreifliche Aufwallung wirklich aufrichtig bereust.«

»Es sei, mein Onkel. Ich gebe Euch dieses Versprechen, aber, mein Gott, welchen Prüfungen unterwerft Ihr mich fortwährend!«

»Prüfungen? Leonce, ich verstehe dich nicht mehr.«

»Ach, ich verstehe mich selbst kaum. Mein armer Kopf ist ein Chaos, in welchem alles sich durcheinander wirrt. Ach, mein Onkel, mein guter Onkel, warum habt Ihr verlangt, dass ich nach Mercoire zurückkehre?«

»Erstens, mein Sohn, weil ich keinen sicheren und keinen angenehmeren Reisegefährten finden könnte wie dich. Andererseits wünsche ich, wie du schon bemerkt hast, dich die Welt kennen zu lehren, in welche du eintreten sollst. Deshalb habe ich diese günstige Gelegenheit benutzt, um dich in ein Haus einzuführen, wo die Elite des Adels des Gévaudan sich zusammenfinden wird. Endlich hatte ich auch noch einen Beweggrund. Ich habe bemerkt, mein lieber Leonce, dass du einen ganz eigentümlichen Einfluss auf Fräulein von Barjac ausübst. Unsere gebieterische Mündel scheint in deiner Gegenwart wieder etwas von der Schüchternheit und Zurückhaltung zu finden, welche einem wohl-



erzogenen Mädchen zukommen. Es ist, als ob deine sanfte zarte Natur, die nur aus Gefühl und Vernunft zusammengesetzt ist, sich in diesem stolzen, unausgebildeten Charakter spiegelte, der nur aus Willkür und Unabhängigkeit besteht. Dieser Eindruck hat sich schon vor mehreren Jahren kundgegeben. Erinnerst du dich, Leonce, des ersten Besuches, den wir Fräulein von Barjac bei den Ursulinerinnen in Mende abstatteten? Seit sechs Monaten war die unfügsame Pensionärin in dem Kloster, und den armen Schwestern war es noch nicht gelungen, sie bis zum Buchstabieren zu bringen. Sie zerriss ihre Näh- und Stickarbeiten und schimpfte ihre Lehrerinnen. Mit unordentlichen Kleidern, verworrenem Haar und dennoch reizend wie ein rebellischer Engel kam sie in das Sprachzimmer. Meine Ermahnungen nahm sie ungeduldig hin und beobachtete ein störriges Schweigen. Während ich, außer mir über diese Verstocktheit, beiseite mit der Superiorin sprach, nähertest du dich Christine von Barjac. Obwohl beinahe selbst noch Kind, schienst du doch mit diesem unzählbaren Mädchen Mitleid zu haben. Anfangs hörte sie dich mit Erstaunen, dann mit Wohlgefallen an. Wir konnten euer Gespräch nicht verstehen, aber wir hörten nicht auf, euch beide zu beobachten. Ein Buch lag in der Nähe. Du schlugst es aufs Geratewohl hin auf und begannst der aufmerksamen Schülerin den Mechanismus der Wortbildung zu erklären. Es dauerte nicht lange, so ergriff sie ihrerseits das Buch. Einen Augenblick lang zögerte sie und stammelte und du musstest ihr neue Erklärungen geben. Endlich ergriff sie das Buch wieder und dieses Mal, o Wunder, las sie fast eine ganze Seite ohne Fehler. Was die Lehrerinnen durch sechsmonatliche Anstrengung nicht zu erreichen vermocht wa-

ren, hattest du binnen einigen Minuten bewirkt. Ich war außer mir vor Verwunderung und die Superiorin weinte vor Freuden, während die Schülerin selbst ganz betroffen von ihrem wunderbaren Erfolg dastand.«

»Das ist wahr, mein Onkel, das ist wahr«, antwortete Leonce in außerordentlicher Aufregung. »Aber was kann es nützen, dergleichen Erinnerungen zurückzurufen?«

»Seit jener Zeit«, fuhr der Mönch fort, »habe ich zahlreiche Beispiele von dem Übergewicht erlebt, welches du auf sie ausübtest. Bei jedem meiner Besuche auf dem Schloss bemerkte ich eine günstige Veränderung an ihr, wenn du mich begleitest. In deiner Gegenwart ist sie bescheiden und gut. Sie unterdrückt ihre Aufwallungen, welche ihre Diener und ihre Freunde betrüben. Sie gleicht mit einem Wort mehr dem, was sie nach unserem Wunsch sein soll. Ich gestehe offen, mein lieber Leonce, ich handle ganz besonders in dem Interesse unserer Mündel, indem ich dich zu ihr führe. Das undankbare Kind zeigt sich nicht immer sehr ehrerbietig gegen mich und gegen die anderen Väter von Frontenac, und zwar bloß, weil es unsere Pflicht ist, ihr gute Ratschläge zu erteilen und die Ausschreitungen ihres ungestümen Charakters zu tadeln. Nun aber wäre ich untröstlich, wenn unter den gegenwärtigen Umständen Fräulein von Barjac eine ungünstige Meinung von sich gäbe. Du hast gehört, welche schlimme Urteile die Leute der Umgegend über sie fällen. Deshalb hoffte ich, mein Sohn, dass du mir schon durch deine Gegenwart behilflich sein würdest, unser Zögling in den Grenzen eines strengen Anstandes in Gegenwart der vornehmen Leute zu erhalten, welche sich in Mercoire efinden werden.«

»Und Ihr, mein Onkel, der Ihr so klug und so weise seid«,

rief Leonce mit einem gewissen Grad von Verzweiflung, »habt Ihr niemals an die Gefahr gedacht, welche dergleichen Experimente für mich haben könnten? Aber Ihr habt Euch geirrt. Die Vorgänge, von welchen Ihr sprecht, sind die Wirkungen des Zufalls. Fräulein von Barjac, diese junge Dame von hoher Geburt und großem Vermögen, hat niemals einen Blick der Aufmerksamkeit auf mich fallen lassen. Niemals hat sie jemanden so viel Kälte und Zurückhaltung bewiesen. Wenn sie mich sieht, so empfindet sie nur Zwang und Befangenheit. Um ihr, die so lebhaft und so beweglich ist, zu gefallen, müsste man jenem flotten und frivolen Herrn von Laroche-Boisseau gleichen, der sich so laut des Vorzugs rühmte, womit sie ihn beehrt. Ich bin nichts für sie, sage ich Euch. Deshalb, mein Onkel, beschwöre ich Euch: Haltet mich nicht lange in Mercoire zurück, und wenn wir das Schloss werden verlassen haben, so habt die Güte zu erlauben, dass ich niemals wieder dahin zurückkehre.«

Diese Worte waren wie durch eine furchtbare Marter entrisen. Es war ein Schrei des Herzens, welcher dieses Mal nicht verfehlen konnte, verstanden zu werden.

Übrigens hatte, wie man ohne Zweifel erraten konnte, der Prior die immer klareren Geständnisse seines Neffen nicht erst erwartet, um die geheimen Gefühle dieser offenen Seele zu erkennen. Auch öffnete er schon den Mund, um entweder Tröstungen oder vielleicht auch Vorwürfe an Leonce zu richten, als ein Blick, den er um sich her warf, seinen Gedanken eine andere Richtung gab.

Die Reisenden waren nämlich an dem äußersten Ende der *Causse* angelangt. Vor ihnen führte ein düsterer Engpass zwischen zwei bis an den Gipfel mit Bäumen bedeckten

Berge hinein. Der Weg wurde schwierig und rau. Ungeheure von benachbarten Höhen herabgestürzte Felsenstücke ließen kaum Platz genug für die Passage eines Reiters. Die Sonne, welche während des vorstehend mitgeteilten Gespräches tiefer hinabgesunken war, vergoldete noch den Gipfel der höchsten Bergspitzen, drang aber schon lange nicht mehr in diese tiefe Schlucht, in welcher sich die Nebel anzuhäufen begannen.

So weit das Auge reichte, sah man nur Bäume mit dunklem Laub. Es war, als ob ein unermesslicher und unendlicher Wald Hügel, Täler und Berge in sein Blätternetz hüllte.

Diese plötzliche Veränderung der Umgebung, der wilde Anblick dieser Einöde, und mehr als alles Übrige, die Gewissheit, dass man nun in den Bereich kam, wo die furchtbare Bestie des Gévaudan hauste, waren wohl geeignet, einen lebhaften Eindruck auf den Onkel und den Neffen zu machen.

Der Prior begnügte sich daher mit einer leichten Veränderung in seiner Stimme zu antworten: »Ich hätte auf das, was du soeben gesagt hast, viel zu entgegnen, mein Sohn, aber es würde mir in diesem Augenblick an der notwendigen Freiheit des Geistes mangeln und wir werden den Gegenstand dieses Gespräches später wieder aufnehmen. Wir nähern uns jetzt den Schluchten der Monadière, wo, wie man versichert, das wilde Tier erst gestern noch Opfer gefordert hat. Sprechen wir daher nicht mehr und sei bemüht, dich so dicht wie möglich an mich zu halten. Gott und die Heilige Jungfrau mögen uns schützen!«

Leonce teilte nicht die Furcht seines Onkels, aber dennoch war es ihm vielleicht nicht unlieb, die Erklärung, welche er gleichwohl erst herausgefordert hatte, noch verschieben zu

können. Es lag in dem Herzen des Jünglings stets eine Schüchternheit, welche ihn abgeneigt machte, die ersten Geheimnisse seiner Zärtlichkeit dem hellen Tageslicht preiszugeben. Deshalb empfand der junge Mann keinen Verdruss über diese Unterbrechung, sondern kam der Aufforderung des Paters Bonaventura mit Unterwürfigkeit nach.

Sie ritten einige Minuten lang rasch weiter. Je weiter sie aber kamen, desto dichter war das Dunkel rings um sie herum. Der Wald war gleichsam eine Mauer von Eichen, Tannen und Buchen. Diese dicht beieinanderstehenden und dicht belaubten Bäume hätten selbst am Mittag und bei heller Witterung nicht erlaubt, in ihrem Schatten zu lesen. Zu dieser Abendstunde aber, in dieser von dräuenden Bergklippen umgebenen Schlucht sah man vom Himmel kaum noch einen fahlen Schimmer. Das Auge unterschied nichts mehr in der tiefen Dunkelheit. Gestrüpp und Dornen warfen ihre stacheligen Ranken bis über den Weg hinweg.

Übrigens, da es immer bergab ging, breitete der Nebel einen immer dichteren Schleier über die Landschaft. Die Gipfel der Berge, die Spitzen der Felsen, die Senkungen des Bodens, alles, was als Orientierungszeichen gedient hatte, war verschwunden. Dennoch aber war den Reisenden recht wohl bekannt, dass dieser Wald von zahlreichen Straßen durchschnitten wurde und dass ein Irrtum in Betracht der obwaltenden Umstände vielleicht nicht ohne Gefahr sein würde.

Anfangs richteten sie sich nach den in den tonigen Boden von den Ochsenkarren, welche sich nach Mercoire begaben, gezogenen Geleisen. Dies war ein sicheres Zeichen, dass sie sich auf dem großen Kommunikationsweg des Schlosses

mit der Umgegend befanden, weil die meisten anderen Wege des Waldes für dergleichen Karren nicht fahrbar waren.

Allmählich aber entschwand ihnen auch diese rettende und sichere Spur. Der Boden hatte eine andere Beschaffenheit. Er war jetzt trocken, felsig und zu hart, um den Eindruck der Räder aufzunehmen. Vergebens warteten sie, dass eine Lichtung im Wald, eine Zufälligkeit des Terrains oder ein ihren Augen vertrauter Gegenstand ihnen erlaubte, sich der Richtung zu versichern, welche sie folgen sollten.

Der Nebel aber hüllte alles in seine trostlose Gleichförmigkeit. Die beiden Reiter sahen einander, trotz ihrer Nähe, nur wie unklare und fantastische Gestalten.

Endlich erreichte man einen Ort, wo die Straße sich teilte, und Leonce hielt sein Tier an. Der Prior, welcher seinen Rosenkranz betete, um vielleicht seine Gedanken von seiner geheimen Furcht abzulenken, zog ebenfalls den Zügel seines Maultieres an.

»Lieber Onkel«, sagte der junge Mann mit verlegener Miene, »nach einigen flüchtigen Beobachtungen glaubte ich, wir wären endlich an dem Kreuz des heiligen Paulus angelangt, aber ich habe mich geirrt. Ohne Zweifel sind wir an dem Kreuz vorbeigekommen, ohne es zu sehen. Kennt Ihr den Ort, wo wir sind? Was mich betrifft, so entsinne ich mich nicht, jemals hier gewesen zu sein.«

»Ich auch nicht, mein Sohn«, entgegnete der Prior mit ächzender Stimme. »Heilige Jungfrau, sollten wir uns verirrt haben?«

»Auf jeden Fall können wir uns nicht um viel geirrt haben, aber ich wollte, wir könnten die Höhe erreichen. Auf

dem Kamm des Gebirges muss noch heller Tag sein. Was meint Ihr, mein Onkel? Wollen wir diesen Weg zur Linken nehmen, der zum Gipfel der Monadière zu führen scheint? Sobald ich nur einmal ein wenig freien Raum um mich hätte, würde ich die Richtung des Schlosses bald zu finden wissen.«

»Ich vertraue mich dir an, mein Sohn«, antwortete der Pater Bonaventura schüchtern. »Ich gebe gern zu, dass in diesem Augenblick deine Ratschläge besser sein können als die meinen. Es soll dies aber, hoffe ich«, setzte er, indem er sich zu scherzen bemühte, hinzu, »keine Konsequenz für die Zukunft sein.«

Leonce selbst schien sehr unentschlossen zu sein, als der ferne Ton einer Trompete oder eines Hornes von der linken Seite her mitten durch das allgemeine Schweigen hallte.

»Hierher, mein Onkel«, rief er. »Ganz gewiss werden wir auf dieser Seite Leute finden. Übrigens werden wir auch den Berg gewinnen und uns dann auf bestimmte Weise orientieren. Also vorwärts! Von der Nacht dürfen wir uns in diesem undurchdringlichen Dickicht nicht ereilen lassen.«

Der Prior folgte mechanisch, aber Leonces Erwartung ward getäuscht. Der neue Weg führte, nachdem er über eine leichte Erhöhung des Terrains hinweggegangen war, mittelst eines steilen Abhanges gerade wieder nach der waldigen Schlucht hinab, die man hatte vermeiden wollen.

Die verirrtten Reisenden mussten abermals haltmachen, um sich miteinander zu beratschlagen. Während dieser kurzen Pause ertönte das Horn abermals, dieses Mal aber von einer anderen Seite.

»Es ist unbegreiflich!«, hob der Mönch ängstlich wieder an. »Jetzt kommt der Ton von der rechten Seite.«

»Das Echo treibt in den Gebirgen zuweilen ein sonderbares Spiel«, entgegnete Leonce mit nachdenklicher Miene. »Die Lage des Ortes und dieser dichte Nebel können ganz außerordentliche Täuschungen zur Folge haben. Der, welcher das Instrument bläst, ist ohne Zweifel nicht da, wo er zu sein scheint. Wir werden ihn bald hier, bald da hören und vielleicht befindet er sich kaum zweihundert Schritte vor uns.«

»Aber, mein Sohn, warum wollen wir in diesem Fall nicht versuchen, ihn zu Hilfe zu rufen?«

»Versuchen wir es, mein Onkel, ich bin damit einverstanden.«

Beide erhoben nun mit vereinter Stimme zu wiederholten Malen ein lautes Geschrei und schwiegen dann, um zu hören, ob man auf ihren Ruf antworten würde. Aber es schien, als ob ihr Ruf durch diese schwere, unbewegliche und sozusagen baumwollenartige Atmosphäre verschluckt würde. Einige Male wurde er wie bruchstückweise und spottend von einem fernen Echo wiederholt, dann wurde alles wieder stumm.

Der Prior hatte entschieden der Autorität entsagt, welche sein Alter und seine Erfahrung ihm gewöhnlich über seinen jungen Begleiter gaben.

»Was werden wir nun machen, Leonce?«, fragte er.

»In der Tat, mein Onkel, ich weiß es nicht. Dennoch aber ist es mir, als sähe ich Spuren von Hufen auf dem Boden und vielleicht führt dieser Weg dennoch zu irgendeiner Behausung. Fahren wir daher fort, ihm zu folgen.«

»Gut«, sagte der Pater Bonaventura. »Sind wir nicht immer in der Hand Gottes?«

Diese Ausdauer der Reisenden fand auch wirklich bald



ihre Belohnung. Die Straße fing an, wieder bergauf zu gehen, als ob sie an der Wand des Berges hinaufführte, und die Luft schien weniger mit feuchten Teilchen geschwängert zu sein. Obwohl die Bäume über den Köpfen der Reiter immer noch ein dichtes Gewölbe bildeten, so wurde es doch merklich heller um sie herum. Der Ton des Hornes ließ sich ebenfalls deutlicher und näher vernehmen.

Sie konnten daher glauben, dass sie aus der schwierigen und vielleicht gefährlichen Lage, in der sie sich befanden, herauskommen würden, als ein Ereignis auf einmal ihre unbestimmten Befürchtungen in gerechtfertigten Schrecken verwandelte.

Sie ritten vorsichtig entlang, als plötzlich in einiger Entfernung aus einem undurchdringlichen Dickicht ein wildes Geheul hervorkam. Die Maultiere blieben unbeweglich stehen, spitzten die Ohren und zitterten an allen Gliedern, wie schüchterne Tiere zu tun pflegen, welche ein reißendes Tier wittern.

Der Prior und sein Neffe sahen einander an.

»Die Bestie des Gévaudan!«, sagte der Mönch erlebend. »Gott verzeihe uns unsere Sünden - wir sind verloren!«

Leonce suchte mit den Augen einen Gegenstand, aus welchem er sich eine Waffe machen könnte, denn er hatte dem furchtbaren Gegner, der sich auf diese Weise ankündigte, nichts entgegensetzen als seine Peitsche.

»Mut, mein Onkel«, antwortete er, »dieser Wolf, wenn er es wirklich ist, wird vielleicht nicht wagen, zwei Berittene anzufallen! Wenn ich wenigstens einen tüchtigen Knüttel hätte!«

Das Gebrüll hatte aufgehört. Man hörte jetzt in dem Ge-

strüpp etwas wie einen großen ungestümen und gelenken Körper, der sich einen Weg bahnte. Das Dickicht war aber so geschlossen, die Dunkelheit so groß und der Nebel noch so dicht, dass man nichts wahrte.

Plötzlich ließ das Geheul sich abermals hören. Dieses Mal schien das Tier, welches es ausgestoßen hatte, nur noch einige Schritte weit von den Reisenden entfernt zu sein.

Diese Prüfung war für den armen Mönch zu stark. Er glaubte schon seine Glieder unter dem Zahn des Ungeheuers knacken zu hören und begann ein lautes Angstgeschrei zu erheben.

Leonce dagegen suchte den Feind mit den Augen, bereit, den Angriff zurückzuschlagen, so gut er konnte. Aber sein Mut sollte ihm nichts nützen. Die durch das jetzt so nahe Geheul bis zur Raserei erschreckten Maultiere bäumten sich auf, drehten sich herum und gingen jedes nach einer anderen Richtung hin durch. Das des Priors riss seinen Reiter mit fort, der sich an der Mähne festhielt und zu schreien fortfuhr. Das Maultier Leonces, welches keinen leeren Raum vor sich fand, stürzte sich blindlings in das Dickicht hinein und sprang wie toll unter den Schlingpflanzen und dem Dornestrüpp herum.

Der junge Mann konnte weiter nichts tun, als sich trotz der wütenden Sprünge und des heftigen Aufbäumens seines Tieres einige Augenblicke lang auf dem Rücken desselben zu halten. Trotz seiner Reitergeschicklichkeit aber sah er sich endlich dennoch aus dem Sattel gehoben. An den niedrigen Ast einer Buche anprallend wurde er aus dem Sattel geworfen und gerade in die Richtung geschleudert, wo das letzte Geheul sich hatte hören lassen.

Der Schlag war ein gewaltiger gewesen. Leonce blieb

ganz betäubt ohne Bewegung mit dem Gesicht auf dem Boden liegen. Sofort schlug ein dumpfes röchelndes Grollen an sein Ohr, ein schwerer Körper fiel auf ihn. Er fühlte furchtbare Zähne seine Schulter zerfleischen, während scharfe Klauen durch seine Kleider hindurch in sein Fleisch drangen.

Der grausame Schmerz und die drohende Gefahr brachten Leonce wieder ein wenig zum Bewusstsein. Er versuchte sich herumzudrehen und seine Arme freizubekommen, um das reißende Tier zurückzustoßen, welches ihn lebendig auffraß. Aber die Dornpflanzen fesselten ihn mit ihren Knoten, das Laubwerk blendete ihn, und die Last, welche auf ihm ruhte, lähmte seine Bewegungen.

Dennoch aber gelang es ihm, sich auf die Seite herumzudrehen. Eine seiner Hände versuchte das Ungeheuer hinwegzudrängen, welches er nicht sehen konnte. Aber es war nicht der Kopf eines wilden Tieres, auf den diese Hand stieß. Es war vielmehr struppiges, rauhes, verworrenes Haar, welches einem menschlichen Kopf zu gehören schien.

In diesem furchtbaren Augenblick, wo der Instinkt der Erhaltung jede Überlegung beherrschte, dachte Leonce nicht daran, die Erklärung dieses unbegreiflichen Umstandes zu suchen. Er fuhr fort, sich gegen die Bisse und Griffe seines unbekanntes Gegners zu wehren, und bewegte sich krampfhaft, ohne zu wissen, was er tat. Endlich hörte der Kampf auf, als der unglückliche junge Mann erschöpfte außer Atem, beinahe ohnmächtig vor Schmerz und Schrecken des Widerstandes allmählich unfähig wurde. Die Klauen und die Zähne hörten auf, ihn zu zerreißen. Er fühlte sich der Last enthoben, welche ihn zermalmete.

Durch diese unerwartete Veränderung wieder belebt, machte er einige energische Bewegungen und setzte sich endlich in die Höhe. Nun begann er, sich auf den Ellbogen stützend einen irrenden Blick um sich her schweifen zu lassen.

Jede Spur von seinem furchtbaren Angreifer war verschwunden. Man hörte wohl noch eine Art Rascheln in den benachbarten Gebüsch, aber man konnte nichts sehen.

Übrigens wurde Leonces Aufmerksamkeit durch ein anderes Geräusch abgelenkt, welches vom Weg herkam und sich mit Schnelligkeit näherte. Es waren jetzt vollkommen deutliche Horntöne, lautes kräftiges Gebell und mehr als all dies die Stimme des Priors, der in angsterfülltem Ton seinen Namen rief.

Leonce war nicht imstande zu antworten. Er blieb in derselben Positur und zweifelte an seiner eigenen Existenz. Endlich gewahrte er verworren im Nebel zwei Personen, die eine zu Fuß, die andere zu Pferde, welche ihn zu suchen schienen.

Er hörte seinen Onkel, welcher rief: »Leonce, wo bist du? Leonce, um Gottes willen, wenn du noch lebst, so beeile dich mir zu antworten.«

Endlich gelang es dem armen Knaben seine furchtbare Abspannung zu überwinden und er rief mit matter Stimme: »Hierher, mein Onkel, hierher!«

»Ha! Endlich haben wir ihn wiedergefunden!«, rief der Mönch, indem er von seinem Maultier herabsprang. »Nun, mein Sohn, bist du verwundet?«

»Ich ... ich glaube nicht, mein Onkel.«

»Gott sei gepriesen! Gott sei gepriesen!«

Als der Pater Bonaventura seinem Neffen aus dem Ge-

strüpp, in welchem er lag, aufhelfen wollte, sagte sein Begleiter zu Fuß in dem Dialekt der Provinz zu ihm: »Achtung! Mein hochwürdiger Vater, die Bestie kann noch nicht weit sein, denn mein Hund knurrt noch. Komm her, Castor! Bleib da, denn wir brauchen dich vielleicht noch!«

Seine Befürchtungen aber konnten nicht mehr den Prior zurückhalten, welcher sich ganz der Freude hingab, seinen Pflegesohn wiederzufinden. Er überstieg die Hindernisse ohne Rücksicht auf sein Mönchsgewand und schloss den armen Leonce, der sich willenlos seine Liebkosungen gefallen ließ, in seine Arme.

Erst als der junge Mann mithilfe seines Onkels den Weg wiedergewonnen hatte, war es möglich, sich einen genauen Begriff von dem beklagenswerten Zustand zu machen, in welchem er sich befand. Sein Hut war zertreten, seine Kleider waren zerrissen und seine Hände und sein Gesicht tropfen von Blut. Man sah eine breite Wunde an seiner linken Schulter, als ob ein Fleischfetzen durch den Schlag einer Klaue oder durch einen Biss herausgerissen wäre.

Der gute Pater beeilte sich erschrocken, die Wunde mit seinem Taschentuch und dem Leonces zu verbinden. Der Neuangekömmling half bei diesem Liebeswerke, so gut er konnte.

»Ach, mein Gott, junger Herr«, sagte dieser Mann in seinem Patois, »Ihr seid noch gut weggekommen. Eine Minute später wärt Ihr zerrissen.«

Der, welcher dies sagte und den Reisenden auf so wirksame Weise zu Hilfe gekommen war, war, wie man ohne Zweifel schon erraten hat, Jean Godart, der Hirt von Mercoire. Nachdem er Langogne verlassen hatte, hatte er einen Querweg eingeschlagen, der nur zu Fuß gangbar war. Als

er in den Teil des Waldes kam, wo das wilde Tier hauste, war er auf den Einfall gekommen, fortwährend auf seinem Hirtenhorn, welches er bei sich trug, zu blasen, um sich vor einem Anfall des reißenden Tieres zu schützen. Dennoch aber hatte er das Rufen des Onkels und des Neffen gehört. Erratend, dass es sich um im Nebel verirrte Personen handle, die Menschenfreundlichkeit gehabt, sie aufzusuchen. Das Geschrei, welches im Augenblick der Katastrophe erhoben worden war, hatte seine Aufmerksamkeit auf sich gezogen und er wäre beinahe durch den Prior, mit welchem sein Maultier durchging, über den Haufen gerannt worden. Dennoch aber war es ihnen gelungen, sich einander zu nähern. Nach einer kurzen Erklärung waren sie Leonce zu Hilfe geeilt, von welchem sie mit Recht voraussetzten, dass er in großer Gefahr schwebe.

Der auf so wunderbare Weise befreite arme junge Mann konnte übrigens keine Frage stellen. Seine Geistesgegenwart kehrte nur langsam zurück.

»Mein Onkel«, sagte er endlich mit veränderter Stimme, »habt Ihr ihn gesehen? Er muss doch bei Euch vorbeigekommen sein.«

»Wer denn?«, fragte der Prior erstaunt.

»Nun, dieser Mensch - der Elende, der mich verwundet hat!«

»Ein Mensch? Träumst du? Ohne Zweifel hat dieser unglückliche Knabe einen heftigen Schlag an den Kopf bekommen. Besinne dich doch, mein lieber Leonce, es ist ja kein Mensch, mit welchem du zu tun gehabt hast, sondern jenes Ungeheuer, welches man die Bestie des Gévaudan nennt!«

»Die Bestie des Gévaudan? Wisst Ihr das gewiss, mein

Onkel?«, fragte Leonce, dessen Gedanken allmählich wieder erwachten. »In der Tat, ich werde nicht wagen, etwas zu behaupten, denn ich weiß kaum, wo ich bin. Dennoch aber kann ich nicht glauben, dass es ein wildes Tier sei, welches mich auf diese Weise misshandelt hat.«

»Aber himmlische Güte, was soll es denn sein?«, fragte der Hirt. »Wenn Ihr die Wunde sehen könntet, die Ihr hier auf der Schulter habt, so würdet Ihr in dieser Beziehung keinen Zweifel mehr hegen. Welch ein Biss! Es ist ein Jammer. Aber machen wir, dass wir hier fortkommen. Es würde nichts taugen, sich hier zu erkälten. Die Nacht bricht ein und die Bestie ist verteufelt hartnäckig. Wenn es ihr einfiele, uns von Neuem anzugreifen, so würden wir vielleicht nicht die Stärkeren sein. Nach Sonnenuntergang ist in diesem Wald nichts zu gewinnen.«

»Dieser wackere Mann hat recht«, sagte der Prior, der nun in Bezug auf seinen Neffen beruhigt, wieder um seiner selbst willen ängstlich zu werden begann. »Machen wir uns ohne Verzug auf den Weg. Welch ein unheimlicher, düsterer Ort! Bleiben wir nicht länger hier. Auch bedarfst Du schleuniger Hilfe, mein guter Leonce. Also Mut, und bemühen wir uns, so schnell wie möglich das Schloss zu erreichen.«

Es war nicht schwer, Leonces Maultier wieder zu finden. Nach dem Sturz seines Reiters war es ebenfalls zusammengebrochen und hatte sich so in dem Gestrüpp verfangen, dass es nicht aufstehen konnte. Mit großer Mühe gelang es Jean Godart endlich, es wieder auf die Beine zu bringen, und er beeilte sich, es seinem Herrn zuzuführen.

Schon bei den ersten Schritten aber sah man, dass der Verwundete nicht imstande war, sich auf dem Tier zu hal-

ten. Sein Kopf schwankte bald rechts, bald links und sein verwundeter Arm konnte die leichte Last der Zügel nicht tragen. Nun zögerte Jean Godart nicht länger. Ohne weitere Umstände schwang er sich auf die Kruppe des Maultieres. Während er den Neffen des Priors mit einem Arm an sich drückte, ergriff er mit der anderen Hand die Zügel und rief:

»Vorwärts! Vorwärts! Wenn wir aus dem Wald hinaus sind, werden wir sehen, wie wir die Sache weiter zu ordnen haben. Jetzt aber ist nicht der Augenblick zu langer Überlegung. Castor spitzt schon wieder die Ohren und knirscht mit den Zähnen. Vorwärts - und du, Castor, pass gut auf! In einer Viertelstunde sind wir außer Gefahr.«

Er trieb das Maultier vorwärts, und Bonaventura folgte ihm, während der Hund knurrend hinterdrein ging und häufig sich umsah.

## Kapitel V

### Die junge Schlossherrin

Das damals von Fräulein Christine von Barjac bewohnte Schloss Mercoire erhob sich ziemlich in der Mitte jenes unermesslichen Waldes, wo der Prior von Frontenac und sein Neffe so große Gefahren zu bestehen hatten.

Es war zu einer Zeit erbaut, wo man in Frankreich schon fast allgemein darauf verzichtete, die Wohnungen des Landadels zu befestigen, aber die Provinz des Gévaudan war infolge der religiösen Zwistigkeiten und des Hasses, der daraus hervorgegangen war, niemals so ruhig gewesen,



dass gewisse Vorsichtsmaßregeln überflüssig gewesen wären. Deshalb zeigte die Wohnung der Herren von Mercoire noch ein ganz mittelalterliches Ansehen.

Sie war auf einer Anhöhe erbaut, über einem Dörfchen, welches etwa dreißig Feuerstätten zählte. Dicke, runde Türme, mit Schiefer gedeckt, standen an den vier Ecken. Dabei war das Schloss mit Gräben, Mauern und einer Zugbrücke versehen. Allerdings war in den Gräben kein Wasser, die Mauern zeigten zahlreiche Breschen und die Zugbrücke lag in Ermanglung von Ketten unbeweglich fest.

Aber man musste sehr in der Nähe stehen, um diese Verwüstungen der Zeit zu bemerken. In der Ferne gesehen hatte das Schloss mit seinen spitz zulaufenden Flächen, seiner dunklen Masse von vulkanischen Steinen und seinem majestätischen Gürtel von grauen Mauern ein imponantes Ansehen, welches von seinem Herrn einen großen Begriff gab.

An dem Tag nun, wo die Ereignisse geschahen, welche wir soeben erzählt haben, boten die gewöhnlich so einsamen und stillen Zugänge zu diesem Schloss einen sehr belebten Anblick dar.

Auf allen Wegen, welche nach Mercoire führten, sah man Reisende einzeln oder truppenweise, theils zu Fuß, theils zu Pferde, welche sich einfanden, um der auf den nächstfolgenden Tag festgesetzten großen Wolfsjagd beizuwohnen.

Die meisten begaben sich zum Dorfe, wo sie ein Nachtlager zu finden hofften. Die anderen nahmen ihre Richtung zum Haupttor des Schlosses.

Unter diesen Letzteren bemerkte man Edelleute, Jäger aus der Nachbarschaft, gut beritten und bewaffnet, von ihren Piqueurs zu Fuß begleitet, welche einige auserlesene Hun-

de an der Leine führten. Mehrere von diesen Edelleuten hatten ihre Frauen oder ihre Schwestern hinter sich sitzen, welche ihre kecke Art und Weise zu reiten mittelst jener faltenreichen Draperien verbargen, welche man damals »Pferdeschürzen« nannte.

Die Frauen schienen jedoch bei dieser Versammlung nicht sehr zahlreich werden zu sollen, sei es nun, dass sie durch die Gefahren der Reise abgeschreckt worden waren, oder sei es, dass sie mit dem exzentrischen Schlossfräulein nichts zu tun haben wollten. Bloß einige unerschrockene, ihrer Einsamkeit überdrüssige Landedeldamen hatten es gewagt, sich zu dieser Versammlung mit einzufinden, wo die Strapazen wahrscheinlicher waren als das Vergnügen.

Nachdem die Reisenden die Zugbrücke hinter sich hatten, kamen sie in den Eingangshof des Schlosses, wo nichts auf sehr elegante oder eifrige Gastfreundschaft schließen ließ. Dieser, dem landwirtschaftlichen Betrieb des Schlosses gewidmete Hof lag voll zerbrochener Karren und Pflüge, zerschlagener Fässer und Düngerhaufen, und mitten unter diesem allen herum flatterten und gackerten ganze Legionen von Tauben, Hühnern und Enten.

Die ringsum stehenden verfallenen Gebäude schienen ebenfalls schon seit langer Zeit ihrer ursprünglichen Bestimmung entfremdet zu sein, und an den zerschlagenen glaslosen Fenstern ließ sich erraten, dass sie jetzt zu Futtermagazinen dienten.

In diesem ersten Hof stiegen die Reiter ab und blieben die Fußgänger stehen, welche im Namen der Herrin keine spezielle Einladung erhalten hatten. Zwei Knechte, denen man für diese Gelegenheit betresste Mäntelchen umgehängt hatte, wie sie damals die Lakaien vornehmer Herrschaften

trugen, standen hier, um die Ankommenden gebühlich willkommen zu heißen.

Sie leisteten den Damen beim Absteigen hilfreiche Hand, schnallten die Mantelsäcke und Felleisen los und führten die Pferde in den Stall.

Die Gäste niederen Ranges wurden in ein umfangreiches niedriges Zimmer geführt, wo auf langen, improvisierten, aus hölzernen Bänken und Böcken gebildeten Tafeln ein reichlicher Vorrat an Brot, Wein, Käse und Kastanien aufgetragen war.

Man setzte sich, dann trank und aß man ohne weitere Umstände und man konnte sich den Annehmlichkeiten dieses Überflusses um so mehr überlassen, als die Gäste, nachdem sie sich gesättigt hatten, nur eine nahe Tür aufzustoßen brauchten, um auf den Heuboden in das ihnen bestimmte Schlafgemach zu gelangen.

Was die Gäste von höherem Stand betraf, so führte einer der für diese Gelegenheit geschaffenen Lakaien sie durch einen gewölbten Gang in einen zweiten Hof, um welchen herum die von der Schlossherrin bewohnten Gebäude standen.

Dieser Teil des Schlosses war weit besser gehalten. Es herrschte hier vollkommene Ordnung und die größte Sauberkeit. Ein Hauptgebäude und zwei Flügel bildeten drei Seiten dieses viereckigen Hofes, dessen Mittelpunkt durch einen hübschen Springbrunnen bezeichnet wurde. Die vierte Seite bestand aus einem eisernen Gitter und einem monumentalen Tor mit dem Wappenschild der Familie Barjac darüber.

Dieses Tor führte in einen ansehnlichen Park, der früher durch eine Mauer und einen Graben vom Wald getrennt

gewesen war. Die Zeit aber hatte sich der Mauer bedient, um den Graben auszufüllen, und seit langer Zeit schützte das Gittertor das Schloss bloß gegen die ein wenig gemischte Gesellschaft, welche in dem Wald von Mercoire hauste und während der langen Winternächte ganz besonders viel Spektakel machte.

An einer der Ecken des reservierten Hofes bildete eine kleine steinerne Terrasse den Zugang zu den Empfangszimmern.

Auf dieser Terrasse oder Rampe versah ein alter Herr von hoher, hagerer, steifer Gestalt mit ernsthaftem Gesicht die Funktionen eines Zeremonienmeisters.

Er war schwarz gekleidet mit Busenstreif und Manchetten. Seinen Hut trug er unter dem Arm und eine seiner Hände stützte sich mit lächerlicher Ernsthaftigkeit auf den Griff seines langen Degens.

Dies war der Chevalier von Magnac, ein Edelmann von guter Familie, aber jüngerer Sohn und folglich sehr arm.

Der arme Chevalier würde, nachdem er in den Armeen des Königs mit Auszeichnung gedient hatte, sehr schlimme Tage zu verleben gehabt haben, wenn der Prior von Frontenac, der ihn schon seit langer Zeit kannte, nicht auf den Gedanken gekommen wäre, ihn als Intendanten, als Ehrenstallmeister, mit einem Worte als Respektsperson bei der Mündel des Klosters anzustellen.

Bei der gegenwärtigen Gelegenheit schien Herr von Magnac von der Wichtigkeit seiner Pflichten durchdrungen zu sein. Sein langes Gesicht gab ein Gemisch von Würde und Verlegenheit zu erkennen. So wie die Gäste erschienen, ging er ihnen drei Schritte entgegen, küsste den Damen die Hand und machte den Herren eine tiefe Verbeugung. Dann

führte er sie in einen umfangreichen Speisesaal, in welchem sich schon eine zahlreiche Gesellschaft vorfand. Hier richtete er ein wohleinstudiertes, schon oft wiederholtes Kompliment an sie, durch welches er die Abwesenheit der Schlossherrin entschuldigte, welche, wie er sagte, augenblicklich verhindert sei, aber nicht verfehlen könne, sich bald einzufinden.

»Mittlerweile«, fuhr er fort, »ladet meine edle Gebieterin Euch durch meinen Mund ein, über alles, was ihr gehört, unbedingt zu verfügen, als ob es Euch gehörte. Ihr Haus ist das Eure und ihre Diener stehen Euch zu Befehl.«

Hierauf verneigte der Chevalier von Magnac sich abermals und kehrte sodann auf seinen Posten auf der Rampe zurück. Vielleicht aber glaubte er durch seine übertriebenen Höflichkeiten die anscheinende Gleichgültigkeit seiner Herrin gegen so viele ausgezeichnete und vornehme Personen noch nicht genugsam aufgewogen zu haben, denn als er sich wieder allein sah, stieß er einen tiefen Seufzer aus und warf ängstliche Blicke zu einem Teil des Schlosses, dessen Fenster sorgfältig geschlossen blieben.

Die Gäste ihrerseits hätten es übelnehmen können, dass Fräulein Christine von Barjac ihrem Stallmeister die Sorge überließ, sie bei sich zu empfangen. Die lustigen Jäger und die Landnachbarn aber, welche jetzt hintereinander ankamen, nahmen die Sache nicht so genau. Man war an die Launen des schönen Schlossfräuleins gewöhnt und es fiel niemanden ein, sich dadurch beleidigt zu fühlen.

Übrigens brannte ein gutes Feuer in dem Kamin, der Tisch war mit kaltem Braten, Zuspeisen aller Art und ausgesuchten Weinen reichlich gedeckt. Vortrefflich gepolsterte Lehnstühle standen bereit, flinke Diener kamen und gin-

gen, um alle Wünsche zu befriedigen. Worüber hätten daher die Gäste sich beklagen sollen? Deshalb hatten sich auch die meisten, ohne sich weiter um das mangelhafte Zeremoniell ihres Empfangs zu bekümmern, fröhlich an die gastfreundliche Tafel gesetzt und befolgten die Aufforderung des Chevaliers, zu tun, als ob sie zu Hause wären, in wirklich buchstäblicher Weise.

Worin aber bestand, während die Gäste nach Mercoire strömten, die wichtige »Verhinderung«, welche die junge Schloscherrin abhielt, die Honneurs zu machen?

In einem kleinen Garten, der als Reitbahn diente und in Begleitung der Schwester Magloire, ihrer Gouvernante und des alten Maurissot, der schon ihrem Vater als Piqueur gedient hatte, richtete sie ein kleines Pferd von landesischer Rasse, welches sie auf der morgigen Jagd zu reiten gedachte, zu den schwierigsten Exerzitien der Reitkunst ab. Fräulein Christine von Barjac, welche jetzt ihr achtzehntes Jahr zurückgelegt hatte, war gerade und schlank gewachsen wie eine Tanne des Gebirges. Jede ihrer Bewegungen besaß Grazie, gleichzeitig aber auch Kraft und Geschmeidigkeit. Ihr kühn geschnittenes Gesicht, ihr Mund mit den roten, verächtlichen Lippen, ihre mandelförmigen schwarzen Augen bildeten ein Ganzes von auffallender Schönheit.

Dennoch aber hatte diese Schönheit noch nicht ihren definitiven Charakter. Ihr durch die freie Luft ein wenig gebräunter Teint verriet nicht weibliche Zartheit, und ihre Augen verstanden nicht, sich zu senken oder sich hinter ihren mit langen Wimpern befranzten Lidern zu verbergen. Sie glich einem schelmischen, verzogenen, eigenwilligen Kind in der anziehenden Gestalt einer Jungfrau. Ihre Gebärde war fest, oft gebieterisch, und die geringste Widrig-

keit rief leichte Falten auf ihrer weißen, reinen Stirn hervor.

Das Kostüm, welches sie in diesem Augenblick trug und welchem sie gewöhnlich den Vorzug gab, erhöhte noch die männliche Erscheinung ihres Äußeren. Sie trug ein weites Gewand von grüner Seide, an den Ärmeln ausgeschnitten und beinahe von der Form unserer modernen Amazonenkleider. Ihr prachtvolles schwarzes Haar, welches sie trotz der damals herrschenden Mode nicht pudern ließ, wurde durch ein seidenes Netz zusammengehalten. Ihre Kopfbedeckung bestand in einem kleinen dreieckigen Hut, mit weißen Flaumfedern gefüttert und mit goldenen Tressen besetzt.

Dieses halb männliche Kostüm, welches übrigens dem rührigen Leben und dem entschiedenen Wesen Christines von Barjac recht wohl zusagte, gab den Leuten der Umgegend Anlass zu sagen, sie kleide sich wie ein Mann. Allerdings hätte man sie ohne das lange weite Kleid, dessen Schleppe in den Gürtel aufgesteckt werden konnte, für einen kleinen, munteren Junker halten können, der geneigter gewesen wäre, Musketier als Seminarist zu werden.

Wir kennen bereits einige der Umstände, welche auf Christine Einfluss geäußert und sie so ganz anders gemacht hatten als andere junge Mädchen ihres Alters. Frühzeitig ihrer Mutter beraubt, hatte sie fortwährend in diesem einsamen Schloss unter Männern gelebt. Ihr Vater und ihr Onkel, große Jäger, aber sehr unwissend und ungebildet, empfingen nur Jäger bei sich. Sie hatten, ich weiß nicht was für ein einfältiges Vergnügen darin gefunden, das arme Mädchen diesen freien Ton und diese ungebundenen Manieren annehmen zu sehen, welche sie sich nun nicht wieder abgewöhnen konnte. Bei den fröhlichen Schmäusen, welche auf

die Jagdpartien folgten, brachte man die kleine Christine herbei, und die angetrunkenen Landedelleute machten es stch zum Spaß, sie allerhand Flüche und unfeine Redensarten nachsprechen zu lassen, ihr die Manieren roher Jäger beizubringen oder sie ein Trinkliedchen zwitschern zu hören.

Ihr Vater, der vor Christines Geburt sehr gewünscht hatte, einen Sohn zu haben, freute sich über die so rohen Possen, und ihr Onkel, der noch unklüger war, bemühte sich sie immerwährend neue zu lehren. Und dennoch beteten beide dieses unschuldige kleine Geschöpf an und dachten nicht daran, dass sie diese junge Phantasie vielleicht verzögen. Sie sahen in ihr weiter nichts als ein Spielzeug, mit welchem sie in blinder, verhängnisvoller Unvorsichtigkeit ihren Scherz trieben.

Von dieser Art war Christines erste Erziehung gewesen. Fräulein von Barjac hatte sich infolge des der Menschennatur angeborenen Nachahmungstriebes die Geschmacksrichtungen, die Sitten und die Sprache derer angewöhnt, von welchen sie umgeben war. Sie dachte an weiter nichts als an Laufen, Springen und Reiten. Als ihr Onkel an den Folgen einer Sumpffjagd gestorben war, hatte ihr Vater nicht aufgehört, diese eigenwillige, störrige Gemütsart zu ermutigen.

Kurze Zeit jedoch, ehe er selbst starb, schienen Herrn von Barjac endlich über die Gefahren seiner Handlungsweise die Augen aufgegangen zu sein und er seinen strafbaren Leichtsinns bereit zu haben.

Um sein Unrecht wieder gut zu machen, hatte er in seinem Testament die Vormundschaft den Mönchen von Frontenac übertragen, welche nach seinem Dafürhalten ei-



ner solchen Mission am würdigsten waren. Zum Unglück war es schon sehr spät, die Spuren dieser ersten und fehlerhaften Erziehung wieder zu verwischen. Christine war beinahe zwölf Jahre alt und in diesem Alter wird es schon schwierig, neue Ideen aufzunehmen, gewisse Neigungen und Gewohnheiten zu überwinden. Auch war das Werk der guten Väter zu der Zeit, wo wir uns finden, noch sehr unvollkommen. Die edle Jungfrau konnte noch keineswegs als ein vollständiges Muster von Sanftmut, Geduld und Bescheidenheit aufgestellt werden.

In diesem Augenblick fand, wie wir bereits bemerkt haben, Fräulein von Barjac ohne Rücksicht auf die zahlreichen Gäste, welche in dem Schloss ankamen, Vergnügen daran, den kleinen »Buch,« ihr Lieblingspferd, zu dressieren. Die Aufgabe war keine von den leichtesten. Buch, ein schönes, schwarzes Tier mit dicker Mähne und feurigen Augen, schien trotz seines kleinen Wuchses ebenso eigenwillig und launenhaft zu sein wie seine junge Herrin selbst.

Maurissot, der trotz seiner sechsundsechzig Jahre sich etwas darauf zugutet hat, noch ein vortrefflicher Reiter zu sein, saß auf dem Pferd. Christine stand mit einer Peitsche in der Hand in der Mitte der Reitbahn und kommandierte die auszuführenden Bewegungen.

Zuweilen fügte sich das Tier mit wunderbarer Gelehrigkeit in die Absichten des Stallmeisters, zuweilen aber zeigte es sich auch hartnäckig, bäumte sich und stellte sich auf die Hinterfüße. Dann knallte Fräulein von Barjac mit ihrer Peitsche und schimpfte bald auf das Pferd, bald auf den Reiter. Oft befahl sie auch ungeduldig dem Piqueur abzusteigen, und obwohl Buch weiter nichts trug als einen einfachen Trensenzügel und eine leichte Decke, so sprang sie ihm

doch gewandt auf den Rücken und nötigte ihn, das verlangte Manöver auszuführen. Dann sprang sie wieder herunter, nahm ihre Peitsche wieder zur Hand und sagte zu Maurissot: »Morbleu, alter Tölpel, schämst du dich nicht über deine Ungeschicklichkeit? Buch ist mutwillig, aber nicht boshaft, und du weißt ihn bloß nicht zu fassen. Du bist gleich viel zu ungestüm gegen ihn, anstatt ihm ein wenig Zeit zu lassen, um über das nachzudenken, was du von ihm erwartest. *Ventre de loup!* Der Vernünftigste von euch beiden ist nicht der, welchen man dafür hält!«

Jedes Mal, wo sie dergleichen in ihrem schönen Mund so übel klingende Ausdrücke fallen ließ, rief eine klagende, seufzende Stimme hinter ihr: »Heilige Jungfrau! Fräulein, da flucht Ihr trotz Eures Versprechens ja schon wieder! Was werden die frommen Väter sagen, wenn sie sehen, dass ich Euch so schlecht erziehe? Ich werde wenigstens exkommuniziert werden.«

»Gut, gut, Schwester Magloire!«, entgegnete Christine in verächtlichem Ton. »Kümmere dich nicht, was diese verwünschten Schwarzkittel sagen oder tun werden.«

»Diese verwünschten Schwarzkittel! Das ist ja offenbare Lästerung! Ach, mein liebes Kind, wollt Ihr denn durchaus Eures Seelenheiles verlustig gehen? Gott verzeihe Euch Eure Sünden!«

Schwester Magloire, die dies sagte, saß in einem Winkel der Reitbahn. Durch Blumenkästen gegen das Ausschlagen des mutwilligen Buch geschützt, strickte sie ihrer Gewohnheit gemäß einen wollenen Strumpf. Die Gouvernante des Fräuleins von Barjac trug in dem Schloss ihre Tracht als Ursulinerin. Sie war eine Frau von fünfzig Jahren, deren Manieren verrieten, dass sie früher in der Welt gelebt hatte.

Sie galt für sehr unterrichtet, was aber ganz besonders ihr zu der Ehre verholfen hatte, zu Christines Lehrerin auserkoren zu werden, war ihre unverbrüchliche Geduld, ihre tiefe Frömmigkeit, welche sie Ungerechtigkeiten, Härte und sogar Beleidigungen mit stiller Ergebung ertragen ließ. Diese Tugenden der Schwester Magloire wurden - wir müssen es sagen - oft auf sehr harte Proben gestellt. Die Nonne teilte sich mit dem Chevalier von Magnac in die Regierung des Schlosses und sie lösten einander fortwährend ab, um ihr Zögling unter die Disziplin des Anstandes zu beugen.

In dem Haus hatte die fromme Schwester das erste Wort. Sie hielt lange Predigten und bot alle Rührmittel auf, um Christine in den Schranken des Dekorums zu halten.

Außerhalb des Hauses war es der steife und phlegmatische Chevalier von Magnac, welcher seiner jungen Herrin, sei es nun zu Fuß oder zu Pferde, überall folgte. Weniger beredt und ganz besonders weniger wortreich als Schwester Magloire begleitete er jede seiner Vorschriften mit einem kurzen, absoluten Spruch gleich einem Axiom. Hatte er aber einmal seinen Entschluss gefasst, so hätte er sich eher in Stücke reißen lassen, als nachgeben. Diese kaltblütige Hartnäckigkeit hatte in der Regel bei dem ungestümen jungen Mädchen mehr Erfolg als die unendlichen Predigten der Nonne.

Dennoch aber ertrug Fräulein von Barjac, wie man sich leicht denken kann, diese doppelte Überwachung nur mit außerordentlichem Missbehagen.

Sie hatte trotz ihrer beklagenswerten Erziehung ein gutes Herz und genug natürlichen Verstand, um die Vortrefflichkeit des Zieles, auf welches man abzweckte, einzusehen.

Aber dieses immerwährende Hofmeistern erbitterte sie und reizte ihren Stolz. Man konnte nicht sagen, dass sie ihre allzu eifrigen Beschützer hasste, wohl aber fand sie Vergnügen daran, ihre eifersüchtige Wachsamkeit zu täuschen, ihnen irgendeinen lustigen Schelmenstreich zu spielen und sie auf tausenderlei Weise zu necken.

Dieses Benehmen brachte den ehrlichen Chevalier und die arme Schwester Magloire oft zur Verzweiflung. Obwohl ihr Leben auf dem Schloss übrigens ein recht angenehmes war, so hatten sie doch schon viele Male auf dem Punkt gestanden, einer Mission zu entsagen, die nur von so negativen Ergebnissen begleitet war.

Während Fräulein von Barjac die raschen Evolutionen ihres Pferdes verfolgte, wurde die Nonne fortwährend genau von allem unterrichtet, was in dem andern Teil des Schlosses vorging. Auf der Schwelle einer benachbarten Tür erschien von Zeit zu Zeit eine Zofe in der malerischen Fracht der Provinz, sagte der geduldigen Schwester einige Worte und entfernte sich sofort wieder.

Diese flinke Botin war von dem Chevalier gesendet, um der Gouvernante die vornehmen Gäste zu melden, welche nacheinander ankamen, und um sie zu veranlassen, ihre gemeinsame Herrin sobald wie möglich an die Pflichten der Gastfreundschaft zu erinnern.

Die Nonne war damit ganz einverstanden und hatte schon mehrmals die Dressurlektion unterbrechen wollen. Ihr störriger Zögling aber hörte nicht auf ihre Bitten, und die Schwester, welche fürchtete, sie durch langes Beharren zu reizen, wartete eine günstige Gelegenheit ab, um zum Angriff zurückzukehren.

Diese Gelegenheit ließ nicht lange auf sich warten. Das

Pferd verriet Anzeichen von Müdigkeit, und der alte Piqueur, der infolge seines vorgerückten Alters mehr Mut als Körperkräfte besaß, trocknete sich die von Schweiß triefende Stirn.

Christine forderte daher Maurissot auf, einen Augenblick auszuruhen. Dann setzte sie sich auf eine Bank neben ihre Gouvernante, nahm ihren Hut ab und begann nachlässig ihr schwarzes Haar wieder ein wenig zu ordnen.

»Mein Kind«, sagte Schwester Magloire, diesen Augenblick rasch benutzend, »wäre es nicht Zeit, wieder hineinzugehen? Eine zahlreiche Gesellschaft erwartet Euch in dem Salon und Ihr seid den Herren, welche Eure Besitzungen von dem furchtbaren Tier, welches darin haust, zu befreien kommen, Rücksichten schuldig.«

»Man macht wirklich wegen eines Wolfes ein wenig zu viel Lärm«, entgegnete das Fräulein die Achseln zuckend. »Ich entsinne mich noch, dass mein Vater und der Onkel Hilaire auf einer einzigen Jagd deren sechs erlegten, und so klein ich auch damals war, so wohnte ich doch der Hatz in den damals ganz mit Schnee angefüllten Engpässen der Lozère bei. Ach, Schwester Magloire«, fuhr sie in einem Ton der Rührung fort, welcher bei ihr ziemlich selten war, »du hast meinen guten Vater und meinen armen Onkel Hilaire nicht gekannt. Was waren das für Männer und was für Jäger! Wenn sie noch lebten, so fiel es ihnen nicht ein, alle diese Großsprecher zu Hilfe zu rufen, die mehr Lärm machen, als wirkliche Dienste leisten. Sie würden sich mit ihren Piqueurs zu Pferde setzen und mit einem Dutzend mutiger Hunde dieser verwünschten, nach Menschenfleisch so lüsternen Bestie sehr rasch den Garaus machen. Aber die Zeiten haben sich geändert. Armer Vater! Armer

Onkel Hilaire!« Sie wendete das Gesicht weg, wie um eine Träne zu verbergen.

»Ich weiß, mein Kind«, entgegnete die Nonne ruhig, »dass die Herren von Barjac ehrenwerte Männer und erfahrene Jäger waren, obwohl sie gewisse Pflichten gegen Euch auf grausame Weise vernachlässigt haben. Ihr müsst aber deswegen nicht weniger dankbar gegen die guten Nachbarn sein, welche Euch unter den gegenwärtigen Umständen ihren Beistand leihen. Ihr würdet wohl tun, wenn Ihr selbst ginget ...«

»Palsambleu! Ist denn der Chevalier von Magnac nicht dort? Man hat doch dafür gesorgt, dass ihnen nichts abgeht, hoffe ich?«

»Ohne Zweifel, aber gewisse Personen von Distinktion könnten Eure längere Abwesenheit übel nehmen. Es ist zum Beispiel der junge Graf von Laffrenas da, Brigadier in der Armee des Königs ...«

»Nun, so gebt Herrn von Laffrenas einen Spiegel. Er wird keine Langweile haben, solange er sein Gesicht im Glas betrachten kann, sollte er auch die ganze Nacht mit dieser angenehmen Beschäftigung hinbringen.«

»Der Marquis von Brenneville ist auch da.«

»Diesen lasse man den Hundestall besuchen. Er gefällt sich in Gesellschaft von Hunden ausnehmend.«

»Dann sind auch noch der Baron und die Baronin von Florac da.«

»Man setze sie zu Tisch und trage Sorge, fortwährend ihr Glas und ihren Teller zu füllen. Ich stehe Euch dafür, dass sie meine Abwesenheit nicht bemerken werden, dafern nämlich der Wein und die Speisen nach ihrem Geschmack sind.«

»Mit einem Worte gnädiges Fräulein«, fuhr die Schwester mit etwas unwilliger Miene fort, »es kommen jeden Augenblick Gäste an, gegen welche Ihr nie zu viel Verehrung und Achtung an den Tag legen könnt.«

»Gut, ich sehe schon, wo du hinaus willst, Schwester Magloire. Du erwartest ohne Zweifel diese verwünschten Kutten - ich wollte sagen, einige von jenen Mönchen der Abtei?«

»Ihr solltet in freundschaftlicherer Weise von Euren frommen Wohltätern, von Euren geistlichen Vätern sprechen«, entgegnete die Gouvernante unmutig. »Wohlan, ja, Fräulein, man hat ein Zimmer für einen oder mehrere der ehrwürdigen Väter in Bereitschaft gesetzt.«

»Dann möge der Teufel ...«

»Fräulein!«

Christine biss sich auf die Lippen und trommelte mit ihrem kleinen, in einem Maroquinstieselchen stehenden Fuß auf den Boden.

Schwester Magloire seufzte und hob die Augen gegen den Himmel, ein sicheres Zeichen, dass sie im Begriff stand, einen langen Vortrag über die unziemlichen Worte ihres Zöglings zu beginnen, als die Zofe die Ankunft des Baron von Laroche-Boisseau meldete.

Diese Meldung gab den Gedanken des Fräuleins von Barjac sofort eine andere Richtung.

»Laroche-Boisseau!«, rief sie. »Das freut mich! Das ist ein flotter Kumpan - man wird sich hier amüsieren, wie zu der Zeit - wie in der vergangenen Zeit. Wirklich, Schwester Magloire«, fuhr sie fort, indem sie sich rasch erhob. »Du hast recht, ich will hineingehen.«

Die Gouvernante teilte jedoch Christines Vorliebe für den

Baron durchaus nicht und blieb unbeweglich auf ihrem Platz.

»Ja der Tat,« entgegnete sie, »ich kann die auffallende Bevorzugung, welche Ihr Herr von Laroche-Boisseau bezeugt, nicht begreifen. Er ist, wie man erzählt, ein Verschwender, ein Wüstling, vielleicht sogar ein Feind unserer heiligen Religion ...«

»Er ist ein munterer Jäger, ein vollkommener Kavalier, ein jovialer Zecher - was er sonst noch weiter ist, danach habe ich mich noch nie erkundigt«, hob Fräulein von Barjac in sorglosem Ton wieder an. »Und übrigens belästigt er mich auch mit Abgeschmacktheiten und faden Komplimenten wie die anderen. Aber soll ich dir sagen, Schwester Magloire, woher deine Vorurteile gegen ihn kommen? Weil er mir gefällt. Du bist stets so gegen die Leute, welche mir gefallen, aber morbleu! Ich werde nur nach meinem Kopf handeln.«

Sie ging langsam auf ihren Piqueur zu, welcher den Arm durch die Zügel seines Pferdes gesteckt hatte, dastand und verschnaufte.

»Wir müssen der Sache ein Ende machen, Maurissot, sagte sie. Da du aber müde bist, so werde ich die Lektion selbst beenden.«

Sie schwang sich ohne Mühe auf den Rücken des schönen Tieres, welches sofort anmutig zu kourbettieren begann, wie um seine Freude zu erkennen zu geben. Die schöne Amazone ließ es einige Augenblicke lang die schwierigsten Evolutionen durchmachen, rasch die Gangart wechseln und plötzlich mitten in gestrecktem Galopp stehen bleiben. Endlich gab sie, mit der Gelehrigkeit des Pferdes zufrieden, ihrem alten Piqueur einen geheimnisvollen Wink.



»Und nun die letzte Regel der Grammatik!«, sagte sie lächelnd.

»Wünscht Ihr, mein Fräulein, dass ich Euch ...«

»Still!«, sagte das mutwillige Kind.

Sie zeigte auf die Schwester Magloire, welche wieder ihren Strickstrumpf zur Hand genommen hatte.

Maurissot verstand ihre Gedanken und lächelte seinerseits verschmitzt, denn er war der Schwester, die ihn bei jeder Gelegenheit ebenfalls hofmeisterte, nicht gut.

Er holte daher aus einem Winkel zwei Sattelpistolen, welche er seiner jungen Herrin schweigend überreichte. Diese begann wieder in der Reitbahn rund herum zu galoppieren. Als sie an der Nonne vorbeikam, legte sie eine der Pistolen zwischen die emporgerichteten Ohren des Pferdes und gab Feuer.

Bei dem unerwarteten Knall fuhr Schwester Magloire erschrocken in die Höhe, während sie ein klägliches *Jesus! Mein Gott!* ausstieß und die mutwillige Christine ein lautes Gelächter aufschlug.

»Aber, liebe Schwester«, rief sie, »wirst du dich denn niemals ans Feuern gewöhnen? Bei meiner Seele, ich glaube, dass Buch selbst ein wenig gestolpert ist. Das werde ich nicht leiden, Monsieur Buch! Ich werde noch einmal anfangen. Und wenn du ein Glied zuckst - fürchte dich diesmal nicht, Schwester Magloire, es ist keine Gefahr dabei, das weißt du ja.«

Sie drückte ihre zweite Pistole ab. Die Flamme des Pulvers versenkte Buchs Mähne, dennoch aber schien das Tier es nicht zu bemerken und nichts störte die Regelmäßigkeit seines Schrittes.

»So ist es recht!«, rief Christine triumphierend.

Sie stieg ab. Während sie den glatten, glänzenden Hals ihres Pferdes streichelte, trat der Piqueur hinzu, um ihr die Zügel abzunehmen.

»Ich habe dich vorhin hart angelassen, mein armer Maurissot«, sagte Fräulein von Barjac in freundschaftlichem Ton. »Ich hatte unrecht; verzeihe mir. Buchs Dressur ist vollkommen. Lass mich nicht vergessen, daß ich dir einige Louisdor schuldig bin, damit du auf meine Gesundheit trinken kannst.«

Der alte Diener erschöpfte sich in Danksagungen, als das seltsame Mädchen ihm den Rücken wendete und sich der Schwester Magloire näherte. Erst jetzt bemerkte sie, dass die Nonne weinte.

Überraschung und Kummer verdrängten sofort den freudigen Ausdruck aus ihren Zügen. Sie schlang ihre Arme um den Hals ihrer Gouvernante und sagte in bewegtem Ton: »Was fehlt dir denn, liebe Schwester? Solltest du wohl einen Scherz so übel genommen haben? Verzeihe mir ... ich will mich bessern ... komm, umarme mich ... ich will, dass du mich umarmst.«

»Mein Fräulein«, sagte die arme Nonne, indem sie ihren Zögling sanft hinwegdrängte. »Ihr seid grausam gegen mich. Meine Geduld ist ebenso zu Ende wie mein Mut. Ich kann tun, was ich will ... Ihr liebt mich nicht ... Ihr hasst mich.«

»Nein, das ist nicht wahr! Ich liebe dich!«, entgegnete Christine mit ihren gewöhnlichen Ungestüm. »Ja, ich liebe dich, liebe Schwester, aber du bist gut und ich, ich bin schlimm. Schon hundert Mal habe ich mir diese verwünschten Streiche abgewöhnen wollen, und ich weiß nicht welcher Teufel ... na, hege diesmal noch keinen Groll

gegen mich ... ich werde mich bessern, ich schwöre es dir. Na, nicht wahr, nun ist es wieder gut? Umarme mich!«

Sie fasste mit ihren beiden Händen das blasse, runzelige Gesicht der Nonne und küsste es wiederholt.

Schwester Magloire konnte nicht umhin, durch ihre Tränen hindurch zu lächeln, als sie Christine so offen ihr Unrecht eingestehen sah.

»Ach, Fräulein«, sagte sie, »Ihr missbraucht meine Nachsicht, meine Schwäche. Zuweilen aber glaube ich ...«

»Na, du willst wohl schon wieder anfangen? Du hast mir ja verziehen! Warte, um dich zu belohnen, sollst du sehen, wie höflich und liebenswürdig ich mit diesen vornehmen Leuten sein werde. Du sollst mich selbst nicht wiedererkennen. Selbst bei Hofe soll man keinen so süßen Zuckermund finden, wie ich sein werde. Ich verspreche dir, ein freundliches Gesicht zu machen, selbst deinen - Mönchen. Hast du mir nicht gedagt, dass du den Besuch des Pater Jerome, des Klosterökonomens, erwartest?«

»Nein, Fräulein. Aller Wahrscheinlichkeit nach wird Se. Hochwürden der Pater Prior selbst Euch bei dieser feierlichen Gelegenheit haben besuchen wollen.«

»DerPrior! Das ist der am wenigsten Strenge und doch der, welchen ich am meisten fürchte. Und glaubst du, meine Schwester«, fuhr sie mit erheuchelter Gleichgültigkeit fort, »glaubst du, dass er allein komme?«

»Vielleicht wird er sich wie gewöhnlich von seinem Nefen, jenem vortrefflichen Monsieur Leonce, haben begleiten lassen.«

»Von Leonce!«, entgegnete Christine zusammenzuckend. Fast in demselben Augenblick setzte sie mit Lebhaftigkeit hinzu: »Gehen wir, gehen wir, meine liebe Schwester.

Wenn du meinen guten Willen wieder erkalten lassen willst, so stehe ich dann für nichts mehr.«

Und sie wollte die Nonne mit sich fortziehen.

»Ich gehe mit, mein Kind«, sagte Schwester Magloire, indem sie ihre Arbeit zusammenwickelte. »Aber Ihr könnt Euch doch nicht in diesem Reitkleid der edlen Gesellschaft präsentieren, welche sich in diesem Augenblick im Schloss befindet. Ihr werdet in Euer Zimmer gehen und erlauben, dass man Euch ankleide und frisiere, wie es einer jungen Dame von Eurem Stand zukommt.«

»Ach, pfui doch!«, entgegnete Fräulein von Barjac, den Mund verziehend. »Ich soll mir wohl einen halben Scheffel Mehl ins Haar streuen lassen und jenen großen Reifrock anziehen, den man mir von Paris geschickt hat? Das will ich nicht. Ich könnte dann weder sprechen, noch gehen, noch mich bewegen. Ich bin so ganz gut gekleidet, denn so fühle ich mich behaglich. Man wird mich schon nehmen, wie ich bin.«

»Aber, Fräulein ...«

»Aber morbleu, Schwester Magloire, warum willst du nicht auch die Kleidung wechseln?«

»Ich, mein Kind, ich bin eine Nonne und darf ohne ausdrückliche Erlaubnis meiner Superiorin das Kleid meines Ordens nicht ablegen.«

»Nun gut, und ich will mein Reitkleid auch nicht ablegen.«

Und die halsstarrige junge Dame setzte mit schalkhaftem Ausdruck ihren Hut auf das Ohr und ging mit so raschen Schritten, dass Schwester Magloire ihr kaum zu folgen vermochte, in den großen Salon.

## Kapitel VI

### Die Ankunft

Der Abend begann eben anzubrechen und zahlreiche Kerzen erleuchteten im Verein mit dem Feuer des ungeheuren Kamins den Saal, in welchem sich die Gäste des Schlosses Mercoire befanden. Einige saßen noch essend und trinkend um den Tisch herum, welchen die Diener unaufhörlich mit neuen Gerichten beluden, andere erholten sich am Kamin von den Strapazen der Reise und noch andere bildeten hier und da heitere, belebte Gruppen.

Als jedoch Fräulein von Barsac erschien, gingen alle Anwesenden ihr sofort entgegen. Christine hätte lieber gewünscht, allein und gleichsam unbemerkt einzutreten, aber damit war Herr von Magnac nicht einverstanden. Der Ehrenkavalier wollte nicht diese ausgezeichnete Gelegenheit versäumen, seine Pflicht in Anwesenheit einer so glänzenden Versammlung zu erfüllen.

An der Tür des Saales hatte er sich daher der Hand seiner jungen Herrin bemächtigt. Die Arme weit vom Körper hinweghaltend, mit lächelndem Mund, die Fußspitze vorsetzend, führte er Christine mit einem Ernst, einer Langsamkeit und einem geflissentlichen Respekt, welcher das reizbare verzogene Kind sehr ungeduldig machen musste.

Dennoch aber ertrug sie besser, als man erwartet hätte, die Komplimente, Schmeicheleien und Liebkosungen, womit man sie von allen Seiten überhäufte.

Sie ließ sich von den Damen, welche sie *mein Liebling* und *meine Schöne* nannten, umarmen und liebkosen. Sie schnitt nicht die Fadheiten kurz ab, welche ihr die alten Herren

aus den Zeiten der Regentschaft und die galanten Kavaliers aus der Schule von Marly und Versailles zum Besten gaben.

Sie fand sogar anmutige Worte für gewisse Gäste und dankte allen Anwesenden in höflicher Weise für den Dienst, den sie im Begriff standen, ihr zu leisten, indem sie ihr Gebiet von der furchtbaren Bestie des Gévaudan säuberten.

Mit einem Wort, sie war so ganz anders als sonst, dass mehrere ihrer Gäste das wunderliche junge Mädchen, von welchem man so viel außerordentliche Dinge erzählte, gar nicht wiedererkannten.

Niemand aber war von dieser unerwarteten Veränderung mehr betroffen, als der Chevalier von Magnac und Schwester Magloire. Sie standen einige Schritte hinter ihrer Herrin und betrachteten sie mit einem Gemisch von Bewunderung und Entzücken.

»Vollkommen, meine Schwester«, murmelte der Chevalier, indem er eine Prise spanischen Tabak einsog.

»Ein Engel, Monsieur!«, sagte die Nonne, indem sie ihre Blicke gegen Himmel richtete.

Mit dem, was folgte, waren sie jedoch weniger zufrieden. Laroche-Boisseau hatte sich als einer der Eifrigsten bei Fräulein von Barsac gezeigt, die ihn mit freundschaftlicher Vertraulichkeit empfangen. Es dauerte nicht lange, so nahm sie mit zerstreuter Miene Platz und setzte sich zwischen den Baron und einen jungen elegant gekleideten Mann von lebhafter Miene und gewinnenden Manieren, welcher für den Vertrauten des Barons von Laroche-Boisseau galt und ihm überall hin folgte.

Dieser junge Mann, welcher in dieser Geschichte eine

ziemlich wichtige Rolle spielen wird, hieß Legris. Er war der Sohn eines alten, sehr reichen Prokurators, der seit mehreren Jahren sich die Gunst des Barons dadurch zu erwerben gewusst hatte, dass er ihm Geld lieh. Ohne Zweifel fand Legris der Ältere seine Rechnung dabei und das Gerücht behauptete, er habe sich schon den schönsten Teil der Erbgüter des verschwenderischen Edelmannes verpfänden lassen. Dennoch aber bestanden anscheinend die freundschaftlichsten Beziehungen zwischen Laroche-Boisseau und den beiden Legris, Vater und Sohn.

Dieser Letztere, obwohl von gemeiner und sogar sehr gemeiner Herkunft, hatte sich durchaus mit unter den Adel mischen wollen. Laroche-Boisseau hatte sich bereitwillig zur Erfüllung dieses Wunsches herabgelassen und den jungen Bürgerssohn in die Gesellschaft gewisser adeliger Wüstlinge, wie er selbst war, eingeführt, welche es mit der Wahl ihres Umganges nicht sehr genau nahmen.

In Folge dieser Begünstigung stand Legris der Jüngere auf sehr vertraulichem Fuß mit mehreren herabgekommenen jungen Edelleuten. Da er stets einige Louisdor im Spiel zu verlieren hatte, da er sich kostbar kleidete, da er endlich sich einige mehr oder weniger feine Scherze über seine bürgerliche Herkunft nicht sehr zu Herzen nahm, so duldete man ihn in diesen aristokratischen Zirkeln.

Übrigens gab der Baron, das Haupt und der Führer dieser Zirkel, obwohl er zuweilen selbst über seinen Schützling spottete, durchaus nicht zu, dass andere sich dieselbe Freiheit nahmen. Niemand war keck genug, sich einer Feindschaft auszusetzen, welche, wie man wusste, eine furchtbare war.

War aber wohl das Interesse, welches Laroche-Boisseau

für den Sohn seines Wucherers an den Tag legte, ein wirklich aufrichtiges?

Daran zweifelte man allgemein. Manche versicherten, Legris sei für den Baron eine Art Spion, der ihm beigegeben worden war, um alle seine Schritte zu überwachen. Andere versicherten dagegen, Laroche-Boisseau habe, idem er so handle, weiter keinen Zweck, als dem alten Prokurator einen Gefallen zu tun. Er bediene sich des Sohnes, um dem Vater so große Summen wie möglich abzulocken.

Übrigens spielte der kleine Bürgerssohn seine Rolle als Freund so, dass er den sehr reizbaren Stolz seines Gönners nicht verletzte und zeigte gegen ihn eine Nachgiebigkeit, die fast an Kriecherei grenzte.

Laroche-Boisseau konnte kein Wort sagen und nicht die unbedeutendste Handlung ausführen, ohne dass der andere ihn nicht übertrieben lobte und mit Schmeicheleien überhäufte.

Ferner war Legris auch ein sicherer und gewandter Agent in Bezug auf allerlei Aufträge, welche dem Zartgefühl eines weniger ergebenden Freundes widerstrebt hätten.

Es war daher gar nicht unglaublich, dass einem Mann vom Charakter des Barons ein solcher Freund allmählich notwendig geworden war. Vielleicht besaß Laroche-Boisseau wirklich eine gewisse Zuneigung zu ihm, wenn nämlich Laroche-Boisseau überhaupt etwas anderes lieben konnte als sich selbst. Die beiden Freunde waren seit einigen Tagen getrennt gewesen, aber Legris hätte sich entehrt geglaubt, wenn er der Versammlung in Mercoire nicht hätte beiwohnen können. Der Edelmann, welcher den Beistand seines treuen Achates nötig zu haben glaubte, hatte nicht verfehlt, ihm eine Einladung zuzusenden zu lassen.



Demgemäß fanden sie sich also auf dem Schloss wieder und Christine von Barsac, die gegen den Baron so freundlich war, konnte nicht umhin, Legris, der sich unter seinen Auspizien präsentierte, ebenfalls auf günstige Weise zu empfangen.

Die Unterhaltung wurde zwischen diesen drei Personen immer lebhafter.

Nun aber freute sich hierüber der Chevalier ebenso wenig wie Schwester Magloire. Laroche-Boisseau besonders, mit seiner stolzen Miene, seinen dreisten Manieren und seiner eleganten mit Silber gestickten Uniform von blauem Samt missfiel ihm sehr. Das lange Gesicht des Chevalier schien noch länger zu werden und die Schwester, die soeben erst begonnen hatte, sich zu schönen Träumen hinzugeben, fing mit ihren kläglichen Seufzern wieder an.

Beide näherten sich unmerklich, um zu hören, was in dieser bevorrechteten Gruppe besprochen wurde.

»Morbleu, mein Fräulein«, fuhr der Baron fort, indem er einen noch schrofferen Ton annahm als gewöhnlich. »Ich schäme mich, wenn ich bedenke, dass ich, der ich in Vergleich mit den früheren Herren von Mercoire ein so schlechter Jäger bin, auf ihrem Gebiet eine Wolfsjagd kommandieren soll! Es kommt mir dies vor wie eine Entweihung, und wenn nicht Euer Wunsch ebenso wie meine Pflicht mich nötigte, diese Aufgabe zu erfüllen, so hätte ich sie schon aus Respekt vor den früheren Jägern abgelehnt, von welchen noch gegenwärtig so viel erzählt wird.« Diese dem Andenken ihrer Verwandten erwiesene Huldigung machte einen lebhaften Eindruck auf Fräulein von Barjac, und ihre Augen erstrahlten von ungewohntem Glanz.

»Ach, Ihr beurteilt meinen vortrefflichen Vater und mei-

nen geliebten Onkel Hilaire sehr richtig«, rief sie. »Zu ihrer Zeit hätte sich ein wildes Tier in unseren Wäldern niemals so furchtbar machen können, wie das, welches uns jetzt so viel Schaden zufügt. Es wäre binnen vierundzwanzig Stunden nach seiner ersten Räuberei gefangen oder erlegt worden. Aber«, fuhr sie ihre Rührung bemeisternd fort, »da die, von welchen wir sprechen, einmal nicht mehr da sind, um ihr Eigentum selbst zu beschützen, so könnten sie durch keinen unerschrockeneren und gewandteren Jäger ersetzt werden als den Herrn von Laroche-Boisseau.«

Trotz der Artigkeit dieser Antwort schienen der Chevalier und die Schwester mit den Fortschritten ihres Zöglings immer weniger zufrieden zu sein. Es wurde aber noch viel schlimmer, als sie hinzusetzte: »Übrigens werde ich, die Tochter und Nichte dieser berühmten Jäger, nicht müßig bleiben, wenn so viele Personen von Distinktion sich meinem Dienst widmen. Zählt daher darauf, meine Herren, dass Ihr mich morgen an Eurer Seite sehen werdet, um Eure Anstrengungen und Gefahren zu teilen, wenn es nämlich Gefahren gibt«, setzte sie mit verächtlichem Lächeln hinzu.

»Dies nenne ich als würdige Tochter des Grafen von Barjac gesprochen«, rief der Baron. »Wohlan, Fräulein, da Ihr eine der Unseren sein wollt, so werdet Ihr dem Anführer der Jagd wohl erlauben, sich Euch für die ganze Dauer des morgenden Tages zu Eurem Kavalier anzubieten und Euch keinen Augenblick zu verlassen.«

»Sehr gern, Herr Baron«, entgegnete Christine naiv, »denn der beste Posten wird, glaube ich, in Eurer Nähe sein.«

»Und auch ich«, sagte Legris in süßlichem Ton, »bitte um

die Ehre, unter Fräulein von Barjacs Leibwache figurieren zu dürfen.«

»Wie Ihr wollt, Monsieur Legris«, entgegnete Christine in gleichgültigem Ton.

Magnac biss sich, als er das Arrangement vernahm, welches ihn für den folgenden Tag seiner gewöhnlichen Funktionen entsetzen sollte, auf die Lippen, schüttelte den Kopf und murmelte zwischen den Zähnen, sodass er nur von der Gouvernante verstanden wurde: »Hm, meine Herren Damenritter, wir werden ja sehen!«

Mittlerweile war die Konversation allgemein geworden.

»Also lieber Baron«, fragte Herr von Laffrenas, »Ihr glaubt, dass wir mit dieser verwünschten Bestie, die sich erlaubt hat, sich ohne zu fragen in dem Wald unserer schönen Wirtin einzunisten, sehr bald fertig werden?«

»Ich bin davon überzeugt, mein lieber Graf.«

»Und wenn mein edler Freund, der Baron, es versichert«, entgegnete Legris selbstgefällig, »so darf man weiter nicht daran zweifeln.«

»In Dingen der Jagd ist man niemals einer Sache ganz gewiss«, hob Christine an, »und mein Vater, der in diesem Punkt eine Autorität war, pflegte zu sagen ...«

»Das Fräulein hat recht«, unterbrach sie Laroche-Boisenu. »Niemand weiß im Voraus, wie eine Jagd enden wird. Indessen werden wir nichts versäumen, dass die, welche wir vorhaben, von dem wünschenswerten Erfolg begleitet sei. Ich habe Badineau, meinen besten Spürhund, mitgebracht, und ich gedenke selbst morgen früh mit dem ersten Morgenschimmer in den Wald einzudringen, um das Tier womöglich aufzuscheuchen. Hat man vielleicht seit dem Unfall von gestern Abend wieder etwas Neues

von diesem wilden und boshaften Tier gehört?«

»Soviel mir bekannt ist, nicht«, entgegnete Fräulein von Barjac. »Es steckt immer noch in der Schlucht der Monadière eine oder zwei Meilen von hier. Aber«, setzte sie mit einem leichten Anflug von Unruhe hinzu, »jetzt ist die Stunde, wo es sich wieder gefährlich zeigen könnte, und ich sehe immer noch nicht gewisse Freunde ankommen, welche wir erwarten.«

Der Chevalier und Schwester Maglvire wechselten lebhaft einige Worte mit leiser Stimme. Ehe sie aber noch ihre Bemerkungen Christine hatten mitteilen können, rief Laroche-Boisseau plötzlich mit spöttischem Gelächter: »Palsambleu! Ihr erinnert mich daran! Ich sehe hier noch nicht die armen Leute aus der Abtei Frontenac, welche ich zu Langogne in der Herberge der Witwe Richard zurückließ. Dennoch müssen sie uns auf dem Fuß gefolgt sein. Sollte sie vielleicht der Wolf wirklich gefressen haben, wie sie so sehr fürchteten?«

»Heilige Jungfrau! Was sagt er?«, murmelte Schwester Magloire, indem sie die Hände faltete.

»Herr Baron«, fragte Magnac in gemessenem Ton, »sprecht Ihr von den achtbaren Mönchen von Frontenac, welche sich vielleicht unterwegs verspätet haben?«

»Jawohl, versteht sich«, antwortete Laroche-Boisseau in leicht hingeworfenem Ton. »Es waren ihrer zwei, ein junger und ein alter, wie gewöhnlich, und sie müssen Langogne nicht lange nach mir verlassen haben. Es wäre, meiner Treu, spaßhaft, wenn sie stch in dem dichten Nebel des Tales verirrt hätten und genötigt wären, im Wald zu übernachten. Wenn dies der Fall ist, welch eine Nacht werden die armen Wichte zubringen! Sie werden genug Paternoster

und Ave Marias beten, um den Wald von allen Flüchen zu reinigen, mit welchen ihn die jetzigen und früheren Jäger vielleicht besudelt haben. Ich wette, dass man sie motgen trotz ihrer Kutten auf dem höchsten Gipfel eines Baumes neben den Nestern der Elstern und Eichhörnchen findet.«

Legris schlug ein lautes Gelächter auf.

»Und«, hob er spottend wieder an, »wenn sie von den Wölfen auf ihrem Baum belagert werden, wie der Musikant von Quinsac, so wird ihnen nicht wie diesem das Auskunftsmitglied zu Gebote stehen, einen aufgeblähten Dudelsack unter sie hineinzuschleudern und sie auf diese Weise in die Flucht zu jagen.«

Die Zuhörer lachten ihrerseits über diese Anspielung auf eine in der dortigen Gegend sehr bekannte Anekdote, aber man schwieg sofort, als man die junge Schlossherrin die Stirn runzeln sah.

»Baron«, fragte sie mit schlecht verhehlter Aufregung, »kennt Ihr jene beiden Mönche, welche Ihr in Langogne gesehen habt, und könnt Ihr sie nennen?«

»Ich glaube«, hob Laroche-Boisseau mit gleichgültiger Miene wieder an, »der eine war der Pater Bonaventura, der Prior der Abtei, und der andere - meiner Treu! Der andere war, wenn ich nicht irre, der Verwandte, der Diener oder der Sekretär des Priors, oder so etwas.«

»Kein Zweifel mehr«, rief Christine, »es ist Leonce!«

»Leonce, so, in der Tat, ich glaube, so nannte er den jungen Menschen in meiner Gegenwart.«

Die Schlossherrin hatte sich ungestüm erhoben.

»Chevalier von Magnac, Schwester Magloire«, rief sie, »erteilt sogleich Befehl, dass meine Leute sich sofort zur Suche unserer verirrtten Gäste aufmachen. Man durchstreife

den Wald mit Fackeln - man rufe, man blase das Horn. Doch, wenn ich es mir recht überlege, so wird es am besten sein, wenn ich selbst zu Pferd steige. Befiehlt Maurissot, dass er den Braunen nehme und mich begleite.«

»So ist es recht, mein Kind. Ihr habt ein gutes Herz«, murmelte Schwester Magloire.

Die Anwesenden wurden durch die plötzliche Veränderung in dem Benehmen der jungen Schlossherrin nicht wenig überrascht.

»In der Tat, Fräulein«, hob Laroche-Boisseau in heiterem Ton wieder an, »ich verstehe dieses Übermaß von Großmut nicht recht. Was hat es weiter zu sagen, wenn diese frommen Leute die Nacht in einem Gesträuch versteckt oder auf einem Baum sitzend zubringen müssten? Es wäre dies für sie eine gute Gelegenheit zum Nachdenken und Beten, ohne dass sie etwas weiter riskierten, als einen Schnupfen zu bekommen.«

»Ruhig, Herr Baron«, unterbrach ihn Christine kurz, »dergleichen Scherze kann ich nicht dulden. Der Pater Bonaventura ist der beste und weiseste von allen Mönchen der Abtei und hat sich stets sehr gütig gegen mich gezeigt. Sein Neffe, Monsieur Leonce, ist mein Jugendgespieler. Ich könnte mich nimmermehr wieder zufriedengeben, wenn einem oder dem anderen ein Unglück geschähe. Nun, Herr von Magnac, seid Ihr immer noch da?«, fuhr sie fort, indem sie sich zu ihrem Ehrenkavalier wendete.

»Ich gehe, aber erlaubt mir, Euch vorstellig zu machen, dass Ihr doch unmöglich zu dieser Stunde eine so schöne und ehrenwerte Gesellschaft verlassen könnt, um mit uns im Wald herumzustreifen. Es wäre nicht schicklich ...«

»Schicklich! Schicklich!«, wiederholte die stolze junge

Dame. »Da habt Ihr Euer großes Wort losgelassen, Monsieur. Also man macht meine Befehle streitig? Bin ich vielleicht nicht mehr Herrin und Gebieterin hier? Nun, wenn man sich weigert, mir zu gehorchen, so werde ich zu Pferde steigen und allein fortreiten, wenn es sein muss ...«

»Mein Fräulein«, rief der Baron, »erlaubt, dass ich Euch begleite! Morbleu!«, setzte er in gedämpftem Ton hinzu. »Ich habe wohl oft die Spur von Hirschen und Rehen verfolgt, aber niemals von Mönchen. Es ist das eine Jagd ganz neuer Art.«

»Ich bitte ebenfalls um die Ehre, Fräulein von Barjac zu begleiten!«, rief Legris, indem er seiner Gewohnheit treu seinen Patron Laroche-Boisseau zum Muster und Beispiel nahm.

»Und ich auch! Und ich auch!«, riefen die Jäger von allen Punkten des Saales.

»Nach eurem Belieben, meine Herren«, sagte die junge Edeldame. »Auf diese Weise wird man mir nicht den Vorwurf machen, dass ich die Gesellschaft verlasse. Doch beeilen wir uns, es wird spät - die Nacht ist finster und ich fürchte ...«

»Der Friede des Herrn sei mit Euch!«, sagte plötzlich eine schwache Stimme von der Tür her.

Fräulein von Barjac und die Personen, welche ihr folgten, blieben überrascht stehen.

Im nächsten Augenblick sah man den Pater Bonaventura in ziemlich kläglicher Haltung eintreten. Mit dem einen Arm stützte er den armen Leonce, der in einen Hirtenmantel gehüllt kaum gehen konnte.

Die Gäste von Mercoire stießen Rufe des Erstaunens und einige auch der Freude aus, denn der nächtliche Spazier-

gang sagte ihnen im Grunde genommen durchaus nicht zu. Fräulein von Barjac verriet lebhaft Befriedigung.

»Ach mein ehrwürdiger Vater, seid Ihr es endlich?«, rief sie, indem sie den Reisenden entgegengleite. »Seid willkommen in Mercoire, Ihr und Monsieur Leonce! Wir begannen schon sehr ängstlich zu werden und standen eben im Begriff, uns auf den Weg zu machen, um ... Aber guter Gott, was ist Euch denn begegnet?«

Christine hatte soeben erst die Verstörtheit des armen Mönches und die Blässe und Mattigkeit Leonces bemerkt.

»Ihr sollt es sogleich erfahren, meine Tochter«, sagte der Prior, »aber erlaubt zuvor, dass ich diesen armen Knaben Platz nehmen lasse. Ich weiß nicht, warum man uns hierhergeführt hat, wo wir diese fröhliche Versammlung stören, anstatt uns unser Zimmer anzuweisen. Indessen, der Himmel sei gepriesen, denn er hat uns im Augenblick der Gefahr sichtlich beigestanden.«

Während er dies sagte, führte er seinen Neffen zu einem Sessel, den Schwester Magloire stch beeilt hatte, herbeizubringen.

Der junge Mann schien noch mehr verlegen als leidend zu sein, und die allgemeine Aufmerksamkeit, deren Gegenstand er war, hatte auf seinen Wangen eine flüchtige Röte hervorgerufen. Diese Nöte wurde noch merkbarer, als seine Augen denen Christines von Barjac begegneten.

»Monsieur Leonce«, rief Christine, nicht imstande, ihre Ungeduld zu mäßigen. »Was fehlt Euch denn? Seid Ihr verwundet? - Ja, ja, mein Gott! Eure Kleider sind zerrissen, Ihr seid mit Blut bedeckt.«

»Es ist nichts, mein Fräulein, beinahe nichts«, entgegnete Leonce, indem er sich bemühte, zu lächeln. »Eine einfache



Wunde von der Klaue der Bestie des Gévaudan ...«

»Die Bestie! Abermals die Bestie!«, rief Christine, indem sie verzweiflungsvoll mit dem Fuß stampfte.

»Es ist ein Wunder, meine Tochter, dass wir noch leben«, sagte der Prior, der sich ebenfalls ächzend in einen Sessel hatte sinken lassen. »Dieser arme Knabe ist von dem grimigen Tier beinahe zerrissen worden.«

»Leonce, mein armer Leonce, ist das wahr?«, fragte Fräulein von Barjac.

Und man bemerkte die eigentümliche Betonung, mit der dieses seltsame Mädchen, welches seine Eindrücke nicht gut zu verstellen wusste, die Worte ausgesprochen hatte:

»Mein armer Leoncel!«

Der junge Mann fuhr fort, matt zu lächeln.

»Mein Onkel übertreibt den Unfall«, stammelte er, »und morgen wird ohne Zweifel nichts mehr davon zu sehen sein.«

»Wirklich!«, sagte der Baron in verächtlichem Ton, »dieses Tier, von welchem man so viel spricht, richtet entschieden mehr Furcht als Schaden an, und die Leute, welche es frisst, scheinen sich ziemlich wohl zu befinden.«

Leonce antwortete nicht auf diese Bemerkung und wendete das Gesicht ab. Der Prior aber richtete sich rasch in die Höhe.

»Ah, Herr von Laroche-Boisseau«, sagte er, »seid Ihr es? Wohlan, Eure Hoffnung, indem Ihr uns allein und unbewaffnet den Wald von Mercoire passieren ließe, ist teilweise in Erfüllung gegangen. Gott verzeihe Euch, Herr, Euren Mangel an Menschenliebe.«

»Dies soll ohne Zweifel heißen, hochwürdiger Vater«, entgegnete der Baron spöttisch, »dass Ihr mir ihn nicht ver-

zeiht, wie? Gut, gut. Ich bin gewohnt, mich vor nichts zu fürchten.«

Auf Fräulein von Barjacs Bitten erzählte nun Bonaventura kurz, wie der Nebel die Ursache gewesen war, dass sie sich in dem Wald verirrt hatten, wie die durch das plötzliche Geheul erschreckten Maultiere durchgegangen, wie endlich Leonce von seinem Tier heruntergeschleudert worden war und ohne die Ankunft Jean Godarts und seines Hundes unzweifelhaft verloren gewesen wäre.

»Jean Godart soll belohnt werden!«, rief Fräulein von Barjac. »Hört Ihr, Chevalier? Ich ernenne ihn von diesem Augenblick zum ersten Hirten aller meiner Besitzungen. Doch lasst Eure Wunde sehen, Leonce. Schwester Magloire und ich verstehen uns ein wenig auf Chirurgie. Wir werden einen ersten Verband anlegen können, bis der Arzt kommt, den man sogleich aus der Stadt herbeirufen wird.«

»Wie, Fräulein, Ihr wolltet selbst ... in Gegenwart so vieler Leute ...«

»Nur keine Kinderei! Mort.Dieu! Haltet Ihr mich für eine jener lächerlichen Zierpuppen? Ich verlange es!« Gleichzeitig entfernte sie mit unwiderstehlicher Autorität den groben Mantel, in welchen Leonce gehüllt war. Der samtene Rock war, wie wir wissen, zerrissen worden und durch den Riss hindurch wurde die weiße, zarte Schulter des Jünglings sichtbar. Als die blutigen Tücher fielen, deren man sich zum ersten Verband bedient hatte, drang das Blut von Neuem aus der Wunde hervor, die wohl breit und tief, aber vielleicht nicht wirklich gefährlich war.

»Das ist eine fürchterliche Wunde«, sagte Christine ganz bleich, während sie sich gegen ihre eigene Bewegung zu stählen suchte. »Schwester Magloire, rasch Leinwand und

frisches Wasser! Dann wirst Du mir Charpie und unseren Hausbalsam bringen. Wo sind denn unsere dummen Mägde? Die Schulter ist auf fürchterliche Weise zerrissen.«

»Dies«, rief in peremptorischem Ton der Baron, der sich unter die Neugierigen gedrängt und die Wunde seinerseits betrachtete, »dies wäre ein Biss von einem großen alten Wolf? Auf meine Ehre als Edelmann, das kann ich nicht zugeben! Ein Tier wie die Bestie des Gévaudan zermalmt die Knochen durch einen einzigen Biss mit seinem gewaltigen Kinnladen und zieht mit seinen Klauen zwei Zoll tiefe Furchen in dem Fleisch. Nun zeige man mir hier aber die Spur von jenen ungeheuren Hautzähnen, von jenen stählernen Klauen, welche in dieser Gegend schon so viele Opfer gefordert haben? Ich appelliere an alle Jäger, welche mich hören, an alle, welche die furchtbaren Wunden gesehen haben, mit welchen die Hunde infolge einer Wolfsjagd bedeckt sind, wenn das Tier Stand gehalten hat.«

Das Misstrauen, welches in diesen Worten lag, versetzte Leonce trotz seiner Schwäche und seiner Schmerzen in eine gewisse Aufregung.

»Ich gestehe«, antwortete er, »dass ich durch meinen Sturz betäubt und in dem Gesträuch und Dornestrüpp verwickelt, mich nicht umdrehen konnte, um zu sehen ...«

»Ha! Ha! Ha!«, rief Laroche-Boisseau, »Ihr seid schon Eurer selbst weit weniger sicher. Und dann, was ist denn das für ein Wolf, der sich am hellerlichten Tag durch Geheul ankündigt, ehe er angreift? Die Bestie des Gévaudan kann es nicht sein, denn diese pflegt nach allen Berichten sich schweigend auf ihre Beute zu stürzen und sie fortzuschleppen. Noch einmal appelliere ich an alle hier anwesenden erfahrenen Jäger und frage, ob es wahrscheinlich ist, dass

ein wildes und boshafte Tier ...«

»Aber dann, Herr Baron«, hob der Prior ungeduldig wieder an, »dann werdet Ihr, der Ihr in solchen Dingen so erfahren seid, uns wenigstens sagen, welches unbekanntes Tier unsere Maultiere erschreckt und diesen unglücklichen Knaben verwundet hat? Die Wunde ist da und kann unmöglich für einen Traum gehalten werden.«

»Wer weiß?«, sagte Laroche in spöttischem Ton: »Die Furcht lässt gar so viele Dinge sehen! Ein zerbrochener Ast hat sehr wohl der zarten Schulter dieses Jünglings diese Wunde zufügen können, und wenn man sie durchaus irgendeinem Tier des Waldes zuschreiben will, so glaube ich, sie rührt vielleicht von einer wilden Katze oder höchstens von einem jungen noch saugenden Wolf her, aber nimmermehr von einem alten großen Burschen wie die Bestie des Gévaudan.«

Diese so bestimmt ausgesprochene Meinung veranlasste eine Diskussion unter den Anwesenden, welche eifrig miteinander zu flüstern begannen. Der Pater Bonaventura war selbst in seiner Überzeugung wankend gemacht.

»Wahr ist es«, hob er wieder an, »dass weder ich noch sonst jemand das Tier gesehen hat, aber es scheint mir unmöglich ...«

»Ihr hört es, meine Herren«, unterbrach ihn der Baron mit triumphierender Miene. »Man gibt endlich zu, dass in dem allgemeinen Schrecken niemand das Tier leibhaftig gesehen hat. Mehr verlange ich nicht. Ganz gewiss haben sich der ehrwürdige Vater und sein zarter Neffe viel zu sehr beeilt, sich als Märtyrer zu präsentieren, und diese ganze schöne Geschichte reduziert sich, wie Ihr seht, auf einen gewöhnlichen Sturz vom Pferd.«

Diese feindseligen obwohl anscheinend nur leichtfertigen Worte verdienten vonseiten des Priors eine strenge Antwort. Bonaventura aber begnügte sich, die Achseln zu zucken, indem er Laroche-Boisseau mit verächtlichem Lächeln ansah.

Fräulein von Barjac hatte unterdessen keinen Anteil an diesem Streit genommen. Ganz durch die Mühewaltung in Auspruch genommen, welche sie dem Verwundeten widmete, schien sie nicht einmal zu hören. Nachdem sie die Wunde selbst gewaschen hatte, legte sie den von der Schwester Magloire, die in dergleichen Dingen sehr erfahren war, bereit gemachten Verband darum.

Leonce wollte der schönen jungen Schlossherrin danken, sei es nun aber, dass eine geheime Regung ihn zu stark bewegte, sei es, dass der Blutverlust eine unheilvolle Störung in seinem Organismus herbeigeführt hatte, kurz, seine Zunge war schon bei den ersten Worten wie gelähmt, seine Augen schlossen sich wieder und er verlor das Bewusstsein.

Dieses Ereignis versetzte die Versammlung in große Aufregung, aber niemand verriet mehr Schrecken als Christine, die doch sonst so mutig und über die Schwächen ihres Geschlechtes erhaben war.

»Gerechter Himmel, er stirbt!«, rief sie. »Sollte er vielleicht noch eine andere gefährlichere Wunde haben? Schwester Magloire ... hochwürdiger Vater ... Zu Hilfe! Zu Hilfe! Er wird sterben!«

Die Dienstleute liefen bestürzt durcheinander, ohne zu wissen, was sie taten.

»Ach, es ist nichts weiter als eine Ohnmacht«, sagte Laroche-Boisseau ruhig. »Gießt ihm ein Glas Waffer ins Gesicht.

Dies ist gewöhnlich hinreichend, um kleine Mädchen wieder zur Besinnung zu bringen.«

Trotz aller angewendeten Mittel aber wollte die Ohnmacht nicht weichen.

»Leonce, mein armer Leonce!«, rief der Prior mit tränenvollen Augen.

»Leonce! Freund meiner Kindheit, mein geliebter Bruder!«, rief Christine, indem sie sich über ihn neigte.

Endlich schienen diese befreundeten Stimmen eine heilsame Reaktion zu bewirken. Der junge Mann stieß einen leichten Seufzer aus und öffnete halb die Augen.

»Er lebt!«, rief Christine.

Leonce begann in der Tat die Personen zu erkennen, von welchen er umgeben war.

»Nun«, sagte Schwester Magloire, »sollte man ihn in das Zimmer schaffen, welches man für ihn vorbereitet hat. Ruhe und Schlaf werden ihn vollends wieder herstellen.«

»Ja, ja«, hob Fräulein von Barjac wieder an, »dieser Lärm, diese Bewegungen müssen ihm lästig sein. Pierre«, setzte sie zu einem stämmigen Knecht gewendet hinzu, der hinter der Tür stand, »nimm Leonce in deine Arme und trage ihn in das grüne Zimmer. Leonard wird mit einem Licht vorangehen. Geh vorsichtig und behutsam. Du siehst, dass er verwundet ist.«

Pierre gehorchte. Als er Leonce vorsichtig aufhob, stieß dieser einen Schmerzensruf aus. Christine tat einen Satz wie ein Panther und hob die Hand, um den ungeschickten Diener zu schlagen.

»Dummkopf! Tölpel!«, rief sie. »Hatte ich dir nicht gesagt - warte! Ich werde dir helfen und wehe dir, wenn du noch eine Dummheit begehst! Geh uns voran, Leonard.«

Während sie dies sagte, hatte sie den Verwundeten um den Leib gefasst und das bleiche Haupt Leonces an ihre Schulter gelehnt. Es war, als ob eine Mutter ihr schlafendes Kind trüge.

Diese Handlung überraschte Schwester Magloire und den Ritter, deren Begriff von Etikette sie so zuwiderlief, nicht wenig. In dem Augenblick, wo ihre Herrin den Saal verlassen wollte, eilte Magnac mit dem Mut der Verzweiflung auf sie zu.

»Fräulein«, sagte er hastig, »bedenkt, ich bitte Euch, dass es nicht wohlanständig ist ... erlaubt, dass ich selbst ...«

Christine würdigte ihn keiner Antwort, sondern wendete bloß die Augen nach ihrem allzu eifrigen Ratgeber herum und warf ihm einen so gebieterischen, so drohenden Blick zu, dass der arme Mann wie versteinert stehen blieb.

»Sarpejeu! Das ist eine förmliche Entführung!«, sagte Laroche-Boisseau, der seinen Ärger hinter erzwungener Heiterkeit zu verbergen versuchte. »Ja, es ist wirklich eine Entführung. Wohlan, Pater Prior, was denkt Ihr von Eurer schüchternen Mündel?«

»Habt keine üblen Gedanken, Ihr Herren«, sagte der Mönch, indem er stich zu den Anwesenden wendete. »Diese armen Kinder sind unschuldig wie Adam und Eva, als sie aus der Hand Gottes hervorgingen.«

Er gab der Schwesier Magloire ein Zeichen und beide beeilten sich, den jungen Leuten zu folgen.

\*\*\*

Eine Stunde später hatten die Gäste des Schlosses Mercoire sich getrennt und der Baron von Laroche-Boisseau ging ge-

dankenvoll in seinem Zimmer auf und ab, indem er über die Ereignisse des Tages nachdachte.

»Ja, ja«, murmelte er, »dieser juuge Gimpel, dieser verpuschte Mensch liebt Fräuleiu von Barjac. Ich ahnte es schon heute Morgen, als ich sah, mit welchem Feuer er von ihr sprach. Sie haben einander in ihrer Kindheit gesehen und die Liebe, welche von Widersprüchen und Gegensätzen lebt. Aber sie, könnte auch sie ihn lieben? Darin liegt die Schwierigkeit. Sie hat sich um seinetwillen heute Abend beinahe kompromittiert und vonseiten einer anderen wäre dieses unkluge Benehmen sehr bedeutsam gewesen. Kann man aber wohl bei diesem wilden Geschöpf, welches in seinen Eindrücken ebenso extrem ist wie in seinen Wünschen, wohl jemals irgendeiner Sache gewiss sein? Wenn sie ihn nun aber doch liebte? Es ist abgeschmackt und könnte daher sein. In diesem Fall hätte eine solche Liebe dem Scharfblick des schlaun Priors nicht entgehen können. Nun aber betrachtet der Prior diese entstehende Vertraulichkeit durchaus nicht mit ungünstigem Auge und Gott verdamme mich! Man sollte glauben, er beschütze sie. Sollte er vielleicht mit dem Gedanken umgehen - Teufel! Vielleicht bin ich auf dem Wege, Entdeckungen zu machen!«

Er beschleuugte seinen Schritt, wie um die Arbeit seines Nachdenkens zu fördern.

»Kein Zweifel mehr«, hob er endlich sich vor die Stirn schlagend wieder an. »Das ist Klosterpolitik - geduldig und schmiegsam wie die Schlange. Dieser ehrgeizige Mönch hat den Plan gefasst, das Glück seines Verwandten zu machen, indem er ihm die Hand der reichen Erbin gibt. Er ist in Frontenac allmächtig. Er besitzt Menschenkenntnis und eine wunderbare Schlaueheit. Er wird manövriren, um die-



ses Resultat zu erreichen, und er schürt so viel wie an ihm ist, die wechselseitige Zuneigung dieser beiden Kinder. Morbleu, wenn dem so wäre, und es ist dem so, dann hätte ich es mit einem starken Gegner zu tun und ich könnte nur durch einen Meisterstreich siegen - durch einen kühnen raschen Streich, welcher treffen müsste wie der Blitz!«

Er ging noch einige Male schweigend auf und ab. Es dauerte nicht lange, so umspielte ein bitteres Lächeln seine Lippen.

»Wohlan«, fuhr er fort, »ich kann auch an die Reihe kommen. Christine hat mich heute Abend mit einer Freude, einer Herzlichkeit und einer Auszeichnung empfangen, welche niemanden entgangen sind und die mir viel Neider zugezogen haben. Warum sollte sich die Waagschale nicht nochmals zu meinen Gunsten senken? Es komme nur eine günstige Gelegenheit! Diese wird sich darbieten, wenn ich es will. Ja, ich darf nicht länger zögern. Ich werde ihnen dieses reizende Wesen entführen, welches selbst in seinen Launen und Torheiten so verführerisch ist. Sie zeigt mir unbedingtes Vertrauen. Sie liebt mich auch vielleicht. Übrigens habe ich es gesagt, sie muss mein werden!«

## Kapitel VII

### Die Wolfsjagd

Am nächstfolgenden Tag strömte während der ersten Morgenstunde eine unzählige Menschenmenge nach Mercoire. Die von den Ständen der Provinz erlassene öffentliche Bekanntmachung, die ansehnliche Belohnung, welche dem

glücklichen Jäger versprochen worden war, welcher die Bestie des Gévaudan erlegen würde, und mehr als dies alles der eifrige Wunsch, das Land von dem Ungeheuer zu befreien, welches so viel Schaden anrichtete und so viele Familien in Trauer versetzte, hatten diesen außerordentlichen Anlauf veranlasst. Nach Angabe der vorhandenen Nachrichten hatten sich mehr als dreißig Kirchspiele des Gévaudan, des Rouergue und der Auvergne in Masse erhoben, um dieser Treibjagd beizuwohnen. Ganze Dorfgemeinden kamen fortwährend unter Anführung ihrer Guts Herren oder auch ihrer Pfarrer an und man sah in diesen Gruppen sogar Frauen und Kinder.

Von diesen Jägern trugen einige Flinten, Pistolen und Donnerbüchsen. Dies waren die, welche bei der anzustellenden Hatz auf die Funktionen der Schützen Anspruch machten. Die anderen, weit zahlreicheren, hatten bloß Stäbe und Stangen, um damit auf das Gesträuch zu klopfen, oder auch Ochsenhörner, Schnarren, Trompeten, Trommeln, ja sogar ausrangierte Kochkessel - lauter Instrumente, welche geeignet waren, einen höllischen Lärm zu machen. Diese Leute sollten sich mit den bescheideneren Funktionen der Treiber begnügen.

Übrigens verhielten die Jäger der einen wie der anderen Kategorie infolge des strengen Befehls des Barons von Laroche-Boisseau, der in seiner Eigenschaft als Wolfsjägermeister alle Manöver kommandieren sollte, sich ganz ruhig, bis die Stunde des Handelns kommen würde. Kein Ruf, kein Hundegebell hatte noch die Wachsamkeit der wilden Tiere in der Tiefe des Waldes erweckt.

Man begreift ohne Mühe, dass diese zahlreiche Menge weder in dem Dorf Mercoire noch in dem seit dem vorigen

Abend von Besuch angefüllten Schloss ein Unterkommen hatte finden können. Bloß einige Edelleute waren eingeladen worden, sich zu den vornehmen Personen zu gesellen, welche die Gastfreundschaft des Fräuleins von Barjac empfangen. Die anderen Jäger campierten truppweise theils unter den großen Bäumen der Eingangsallee, theils auf einer Art Esplanade, welche sich vor dem Schloss hinzog.

Revierwächter und Piqueure, in die blaue Uniform der Wolfsjägerei bekleidet, gingen unter dieser bunt gemischten Menge umher, um die Ordnung aufrechtzuerhalten.

Da diese wackeren, größtenteils sehr weit hergekommenen Leute ihre Mundvorräte mitgebracht hatten, so wurden diese hier und da auf ausgebreiteten Mänteln ausgepackt, und man frühstückte mit ebenso viel Heiterkeit wie Appetit.

Das Wetter war ziemlich schön, aber bedeckt, und die Sonne hatte Mühe, den Nebel zu durchdringen. Man erkannte nur mit Mühe die Form der nächsten Berge. Dieser Umstand konnte die Jagd vereiteln, weil er dem Wolf vielleicht gestattete, sich den Blicken der Schützen zu entziehen.

Nichtsdestoweniger aber verzweifelte man an nichts. Jeder rühmte sich der Heldentaten, welche er vollbringen wollte, wenn der Zufall ihm günstig wäre, und Treiber und Schützen erwarteten, durch die Erzählung von den blutigen Taten des grausamen Tieres angefeuert, mit außerordentlicher Ungeduld den Befehl, sich in Marsch zu setzen.

Die Zeit aber verging und der Befehl kam nicht. Diese Untätigkeit beunruhigte die am wenigsten Erfahrenen, die nicht begreifen konnten, dass der Erfolg des Angriffs ganz besonders von den vorbereitenden Operationen abhing.

Laroche-Boisseau war schon am frühesten Morgen mit einem vortrefflichen Spürhund und einigen geschickten Jägern aufgebrochen, um *den Wald zu machen*, das heißt, um sich zu überzeugen, ob das Tier noch in dem Wald von Mercoire sei, und um zu ermitteln, in welchen Teil des Waldes es sich bei Anbruch des Tages geflüchtet habe.

Aber weder der Baron noch einer von denen, welche ihn begleiteten, waren bis jetzt wieder zum Vorschein gekommen, und solange sie nicht wieder da waren, war es unmöglich, etwas zu unternehmen, denn man wäre Gefahr gelaufen, das Resultat des ganzen Unternehmens aufs Spiel zu setzen.

Endlich gegen neun Uhr, wo man schon anfang, zu glauben, dass Jäger und Hunde von dem furchtbaren Tier zerrissen worden seien, kam ein kleiner Trupp von drei oder vier Männern zu Fuß, von welchen der eine einen prächtigen Spürhund an der Leine führte, aus dem Wald heraus und auf die Menge zu.

Sofort war alles in Aufruhr. Man hatte den Wolfsjägermeister selbst an seiner glänzenden Uniform erkannt. Man umringte ihn, man bestürmte ihn mit Fragen. Hatte er das Tier gefunden? In welchem Teil des Waldes war es versteckt? Würde die Jagd gelingen?

Der Baron schien aber weder Zeit noch Lust zu haben, zu antworten. Er begnügte sich, in kurzem Ton seine Befehle an die Piqueure und Revierwächter zu erteilen, welche sich sofort beeilten, sie an die Jäger weiter zu befördern.

Sobald Laroche-Boisseau alles auf den Füßen sah, ging er, ohne sich weiter um die Begrüßungen und die Beweise von Achtung zu kümmern, die man ihm ringsum spendete, und raschen Schritten zum Schloss.

In diesem Augenblick widmete sich die vornehme Gesellschaft von Mercoire der angenehmen Beschäftigung des Frühstücks. Große lange Tafeln waren im Salon und im Speisesaal gedeckt, und die Jäger, schon im Jagdkostüm und teils stehend, teils sitzend, ließen der Mahlzeit auf geräuschvolle Weise Gerechtigkeit widerfahren.

Fräulein von Barjac, die immer noch ihr Amazonengewand trug, ging in bloßem Kopf fortwährend von einer Tafel zur anderen, zur großen Verzweiflung des Chevaliers von Magnac und der Schwester Magloire, welche ihr nicht folgen konnten.

Christine zeigte sich glücklich und stolz über all diese Bewegung, über all dieses Geräusch. Sie plauderte, sie lachte. Ihr frisches gerötetes Antlitz verriet die unverhohlenste Heiterkeit. Sie schien sich nicht im Geringsten mehr des armen verwundeten jungen Mannes zu erinnern, der ihr vor wenigen Stunden so lebhaft Unruhe verursacht und den sie in ihren Armen tragen helfen hatte. Sie verriet bloß eine gewisse Verwirrung, wenn man zufällig ihre plötzliche Entfernung am vorigen Abend erwähnte.

Sobald der Baron von Laroche-Boisseau mit von Schweiß triefender Stirn und mit vom Morgentau feuchten Kleidern erschien, wendeten sich aller Blicke auf ihn und alle Stimmen fragten ihn gleichzeitig.

»Ich bringe eine gute Nachricht, meine liebenswürdige Schlossherrin!«, rief er, indem er Christine begrüßte, welche neugierig wie die anderen auf ihn zukam. »Ich bringe eine gute Nachricht, Ihr Herren Jäger. Ihr habt noch zehn Minuten, um Euer Frühstück zu beenden und dann Eure Flinten zu nehmen und Euch hinunter auf Euren Posten an dem sogenannten *verbrannten Wald* in der Talschlucht der

Monadière zu begeben und auszuharren.«

»Ihr habt also das Tier aufgescheucht?«, fragte man begierig.

»Ja, mithilfe Gottes und des heiligen Hubertus, des Schutzpatrons der Jäger«, hob der Baron wieder an. »An dem *verbrannten Wald*, einem Gehölz von etwa dreißig Acker Umfang, habe ich die Spur eines Wolfes entdeckt, der nach allen Anzeichen zu urteilen groß, alt und von ungeheurem Wuchs ist. Nachdem ich mich überzeugt hatte, dass das Tier aus diesem Umkreis nicht herausgekommen ist, habe ich das Gehölz in aller Stille umzingeln lassen, damit der Bursche uns nicht etwa mittlerweile entwischt. Jetzt sind nun die Treiber unterwegs zu diesem Terrain, wo mein Erster Revierjäger, Vater Laramée, sie dem Wind entgegen postieren wird. Was uns betrifft, so müssen wir, wie ich Euch schon gesagt habe, in zehn Minuten auf unserem Schießposten sein, denn das aufgescheuchte Tier wäre imstande, uns zu entwischen, ehe wir Zeit gehabt hätten, ihm nahe zu kommen.«

Lautes Vivatgeschrei und allerhand Glückwünsche begrüßten diese Mitteilung. Die Mehrzahl der anwesenden Jäger entfernte sich sofort, um sich zu dem angedeuteten Sammelplatz zu begeben, ohne Zweifel in der Hoffnung, dass die, welche zuerst kämen, auch die vorteilhaftesten Plätze erhalten würden.

Was den Baron betraf, so reckte er als ein Mann, der den Wert der Zeit kennt, den Arm über den Kopf eines hartnäckigen Schmausers hinweg, ergriff ein Stück Brot und Schinken und begann stehend zu frühstücken, während er zugleich in zerstreuter Weise die Fragen beantwortete, mit welchen man ihn überhäufte.

Als dieses fast militärische Mahl seinem Ende nahte, kam Fräulein von Barjac mit einem Glas Muskat-Lunell in der Hand auf den Baron zu.

»Ihr erlaubt wohl der Dame des Hauses, Euch den Steigbügeltrunk zu kredenzen, Herr Baron?«, fragte sie, indem sie ihm mit lächelnder Miene das Glas präsentierte. »Ihr habt für ihren Dienst diesen Morgen schon wacker gearbeitet und das Tagwerk wird noch ein schwereres sein, glaube ich.«

Laroche-Boisseau verneigte sich tief und um Christines Höflichkeit anzuerkennen, leerte er das Glas auf einen Zug.

»Ein anderer würde sagen, dass unsere anmutige Wirtin ihre Gäste durch Liebe und Wein berauschen will«, hob er wieder an. »Aber dergleichen Galanterien gestattet sie nicht. Ich will sie daher lieber fragen, ob sie sich noch ihres gestern Abend gegebenen Versprechens erinnert.«

»Montbleu! Ob ich mich dessen noch erinnere! Ist es denn als Herrin dieser Herrschaft nicht meine Pflicht, dem Anführer der Jagd zu folgen? Ich geselle mich zu Euch, Baron, und verlasse Euch nicht mehr.«

Laroche-Boisseau war entzückt von dieser Beharrlichkeit, welche seine geheimen Wünsche erfüllte. Doch trug er Sorge, nichts davon merken zu lassen.

»Fräulein«, hob er wieder an, »mein Posten wird stets vor der ersten Linie der Schützen sein, und an dieser Stelle sind Unfälle leider nicht selten. Ich werde mich jedoch bemühen, Euch vor jedem Schaden zu bewahren. Übrigens«, setzte er mit einem spöttischen Lächeln hinzu, »werdet Ihr ohne Zweifel unter dem Schutz Eurer unerschrockenen Leibwache stehen. Nicht wahr?«

Und er deutete mit einer Bewegung des Kopfes auf den

Chevalier von Magnac, welcher vier Schritte hinter seiner jungen Herrin steif und kalt auf seinen langen Beinen dastand.

»Ach, schweigt doch von der Leibwache!«, entgegnete Christine mit gedämpfter Stimme und schmolldem Mund. Laroche-Boisseau blinzelte mit den Augen, als ob er über eine Malice gegen den Zudringlichen nachdächte, und Christine billigte seine Absicht durch ein Lächeln.

»Wohlan, Fräulein«, hob der Baron in seinem leichtfertigen Ton wieder an, »Ihr sagt uns ja nichts von jenem zarten Lamm, welches auf so glückliche Weise dem Zahn des Wolfes entronnen ist, und welches so viel Mitleid einzuflößen scheint. Wie geht es denn heute mit seinem Wehweh?«

»Ich, ich weiß es nicht«, stammelte Christine, indem sie dunkelrot anlief.

»Ich hätte geglaubt, dass Ihr mehr Eifer zeigen würdet, Euch nach ihm zu erkundigen. Gestern begegnetet Ihr ihm mit einer zarten Teilnahme, die unseren Neid in hohem Grade rege gemacht hat. Bei Gott, man ließe sich gern, nicht bloß von einem Wolf, sondern von allen Löwen Arabiens zerreißen, wenn man dafür des Glückes teilhaftig würde, einen Augenblick lang den Kopf an Eure Schulter lehnen zu können.«

»Ich verstehe nicht ... ich weiß nicht mehr, was geschehen ist ... der Anblick des Blutes hatte mich bestürzt gemacht. Doch Ihr erinnert mich daran, dass ich diesen Morgen vergessen habe, mich nach dem Zustand des armen Verwundeten zu erkundigen. Ja, meiner Treu, über so viele verschiedene Dinge habe ich es vergessen, vollständig vergessen!«

Und indem sie dies sagte, drehte sie sich mit verlegener



Miene bald rechts, bald links, um dem durchbohrenden Blick des Barons auszuweichen.

In diesem Augenblick trat der Pater Bonaventura in den Saal, in welchem sich nur noch einige Damen und einige für die Freuden der Tafel allzu empfängliche Gäste befanden. Der Prior hatte mithilfe der Schwester Magloire und der Frauen des Schlosses die Unordnung, in welche seine Kleider geraten waren, wieder beseitigt, und abgesehen von der in seinen wohlwollenden Zügen noch vorherrschenden leichten Blässe verriet nichts in seiner äußeren Erscheinung mehr die geistige und körperliche Anstrengung und Aufregung vom vorigen Abend.

Christine eilte auf ihn zu.

»Guten Morgen, hochwürdiger Vater«, sagte sie. »Mit Vergnügen sehe ich, dass Ihr heute Morgen wieder munter und ausgeruht seid. Doch hier steht Herr von Laroche-Boisseau, welcher von Eurem jungen Verwandten Nachricht zu haben wünscht und ich kann ihm keine geben.«

»Wenn diese plötzliche Teilnahme eine Wiedergutmachung des Unrechts ist, welches er an meinem Neffen und mir begangen hat«, entgegnete der Pater kurz, »so danke ich dem Herrn Baron dafür. Abgesehen von einem kurzen Fieberanfall hat sich der Zustand des armen Knaben viel gebessert und der Arzt versichert, dass binnen hier und wenigen Tagen alles wieder gut sein wird. Aber Ihr, Fräulein«, fuhr er in sanftem Ton zu Christine gewandt fort, »Ihr müsst doch von diesen günstigen Neuigkeiten unterrichtet sein. Die gute Schwester Magloire, welche schon drei- oder viermal in das Zimmer des Kranken gekommen ist, hat Euch doch gewiss gesagt ...«

»Achte ich wohl jemals auf das, was Schwester Magloire

sagt?«, entgegnete die junge Dame ungeduldig.

»Daran tut Ihr sehr Unrecht, Fräulein, denn die Schwester ist eine gute und umsichtige Person, welche Euch von ganzem Herzen liebt. Es war mir aber, als erkannte ich Eure Stimme heute Morgen in der Galerie vor Leonces Zimmer. Es erwartete jemand die Nonne, so oft sie das Zimmer des Kranken verließ, und erkundigte sich mit Teilnahme ...«

»Das bin ich nicht gewesen, das bin ich nicht gewesen«, entgegnete Christine. »Doch gehen wir nun, Herr von Laroche-Boisseau, man wartet nur noch auf uns. Ich werde meine Vorbereitungen treffen, in einem Augenblick bin ich wieder bei Euch.«

Sie grüßte und entfernte sich dann eilig, als ob sie froh wäre, sich einer moralischen Tortur entziehen zu können.

Der Baron und Pater Bonaventura waren einander gegenüber stehen geblieben - der Pater ein wenig gedankenvoll, der Baron vor Freude strahlend und triumphierend.

»Nun, mein hochwürdiger Herr«, hob Letzterer in spöttischem Ton an, »der Wind hat sich seit gestern Abend vollständig gedreht. *Die Frauen sind veränderlich*, sagte Franz I.«

»*Ein Narr nur d'rauf verlässet sich*«, entgegnete der Mönch, indem er lächelnd das Sprichwort ergänzte. »Wisst Ihr auch gewiss, Herr Baron, dass der Wind sich gedreht hat?«

Laroche-Boisseau wurde nun seinerseits nachdenklich. »Montbleu! Hochwürdiger Vater«, fragte er endlich zornig, »welche Rolle spielt Ihr, ein Mönch, denn in dieser ganzen Angelegenheit?«

»Die eines demütigen Werkzeuges der Vorsehung, mein Herr, eines Werkzeuges, dessen Gott sich ohne Zweifel bedienen will, um die, welche reinen Herzens sind, gegen die

Bösen und Übermütigen zu schützen.«

Und er verließ das Zimmer, um sich wieder zu seinem teuren Verwundeten zu begeben.

Laroche-Boisseau folgte ihm mit den Augen und warf den Kopf empor.

»Er hat vielleicht recht«, murmelte er. »Vielleicht hat diese plötzliche Veränderung in der Tat keinen anderen Grund als die Rückwirkung einer übertriebenen Schamhaftigkeit gegen die übertriebenen Demonstrationen von gestern Abend. Jedenfalls ist keine Zeit zu verlieren und es gilt ein keckes Spiel zu spielen.«

Er wollte ebenfalls das Zimmer verlassen, als er in einem Winkel des jetzt fast ganz leeren Gemachs seinen Freund Legris sah, der ihn zu erwarten schien.

»Legris«, sagte er leise zu ihm, »habt Ihr mir die zweihundert Pistolen mitgebracht, deren ich bedarf, um den Piqueuren und Jagdwächtern Geschenke zu machen?«

»Mein lieber Baron«, entgegnete der Sohn des Wucherers mit verlegener Miene, »ich kann Euch versichern, dass mein Vater ...«

»Ein Knauser und schäbiger Geizhals ist«, unterbrach ihn Laroche-Boisseau ärgerlich.

»O, ich bitte, erzürnt Euch nicht. Ihr seid ihm schon so viel Geld schuldig. Aber wenn auch er Euch untreu wird, bin ich, Euer Freund, nicht stets zu Eurem Dienst? Nun hat mir mein Vater zu meinen kleinen Ausgaben einige vierzig Louis d'or geschenkt, die ich Euch gerne anbiete.«

»Gut, ich verstehe«, sagte Laroche-Boisseau mit leicht verächtlicher Gebärde. »Ich nehme Euer Anerbieten an, Maître Legris. Ihr werdet diese Summe meinem Piqueur Laramée zustellen und ich werde sie Euch das erste Mal, wo ich

Glück im Spiel habe, wieder zustellen. Ich muss gestehen, Ihr seid durchaus kein übler Junge, Legris, und habt keine Ähnlichkeit mit Eurem ... Wohlan, ich will Euch einen abermaligen Beweis meines Vertrauens geben, indem ich Euch ersuche, mir noch einen guten Dienst zu leisten.«

»Redet, lieber Baron. Um was handelt es sich?«

»Nun hört. Nicht wahr, Ihr habt Euch verbindlich gemacht, Euch während der Jagd fortwährend in Fräulein von Barjacs Nähe zu halten?«

»Allerdings. Es ist dies eine Ehre ...«

»Auf welche Ihr verzichten werdet. Ich bitte Euch nämlich im Gegenteil, Euch für heute von unserer schönen Wilden und mir so fernzuhalten wie möglich.«

»Ei, wenn Ihr es verlangt ...«

»Dies ich noch nicht alles. Ihr müsst überdies auch diesen unausstehlichen Chevalier von Magnac oder jeden anderen Zudringlichen abhalten, sich als Dritter zu Fräulein von Barjac und mir zu gesellen. Versprecht Ihr mir das, mein Freund?«

»Das ist ein förmliches Opfer, was Ihr da von mir verlangt, denn unsere Wirtin ist ein reizendes Geschöpf! Indessen, ich werde Euch zu Gefallen auf das Glück ihrer Nähe verzichten. Nehmt Euch aber in acht, lieber Baron! Obwohl ich Euren Plan nicht kenne, so scheint es mir doch, als ob Ihr ein gewagtes Spiel vorhättet. Fräulein von Barjac ist von mächtigen Personen und treuen Dienern umgeben. Dieser Chevalier von Magnac namentlich mit seiner steifen Miene und seinen lächerlichen Manieren würde keinen Scherz verstehen, und wenn er nun Verdacht hegen sollte?«

»Dessen hegt er schon und eben deswegen ist Eure Hilfe mir notwendig. Ihr habt mir Eure Freundschaft schon viel-

fach bewiesen, Legris, und ich weiß, wie fruchtbar Euer Kopf an Auskunftsmittel ist. Deshalb rechne ich auf Euch, dass Ihr diesen Cerberus während der Jagd beschäftigen werdet, und ich habe die Gewissheit, dass meine Hoffnung nicht getäuscht werden wird.«

Diese geschickt berechneten Schmeicheleien hatten den Zweck, den Eifer des jungen Bürgeredelmannes zu entflammen, und Legris versprach, trotz des Widerwillens, den er anfänglich gezeigt hatte, endlich alles, was man wollte, und die beiden Freunde trennten sich.

Wenige Augenblicke später saßen Laroche-Boisseau und Fräulein von Barjac im Schlosshof zu Pferde, er auf einem schönen Tiere von limousinischer Rasse, sie auf ihrem Liebling Buch. Christine trug über ihre Schulter gehängt einen eleganten, mit Gold eingelegten Karabiner, welcher ihrem Vater gehört hatte.

Der Baron war außer mit seinem Hirschfänger in blau-samtener, mit silbernen Wolfsköpfen besäter Scheide mit einer schweren Kugelbüchse von Saint-Etienne bewaffnet, welche sich mehr durch ihre Präzision und Tragweite als durch die Kostbarkeit der Zierraten auszeichnete.

Da es sich übrigens nicht um eine Parforcejagd, sondern um eine einfache Treibjagd handelte, so war Befehl gegeben worden, dass alle Jäger sich zu Fuß zum *verbrannten Wald* begeben sollten - mit alleiniger Ausnahme des Wolfsjägermeisters und der Herrin des Schlosses. Auch diese aber sollten absteigen, sobald man sich der Linie der Schützen näherte, um jedem Anlass zu einem Unfall vorzubeugen.

Dieser Befehl schien dem armen Chevalier von Magnac sehr unangenehm zu sein, weil er aus ihm bekannten

Gründen sehr wünschte, seine schöne, unkluge Herrin nicht aus den Augen zu verlieren. Als sie im Begriff stand, sich mit dem galanten Wolfsjägermeister zu entfernen, kam er mit einem Rohrstock in der Hand, während ihm die viel zu weiten Gamaschen um die mageren Beine herumschlotterten, ganz außer Atem herbeigelaufen und fragte in bekümmertem, beinahe untröstlichem Ton: »Fräulein, wo soll ich wieder mit Euch zusammentreffen?«

»Meiner Treu, das weiß ich nicht«, entgegnete Christine, welcher es Mühe kostete, das Ungestüm ihres mutigen Rosses zu zügeln. »Der Herr Baron wird es Euch sagen.«

Der Chevalier richtete dieselbe Frage an Laroche-Boisseau, welcher in zerstreutem Tone sagte: »Irgendwo am *verbrannten Wald* und überall, wo es nötig sein wird.«

Diese Antwort war nicht geeignet, Herrn von Magnac zufriedenzustellen, und er wollte sich weniger unbestimmte Weisungen ausbitten, aber man ließ ihm keine Zeit dazu. Der Baron gab Christine einen Wink, und beide ließen ihrem Pferd wieder den Zügel schießen und jagten, nachdem sie flüchtig begrüßt hatten, in geschecktem Galopp weiter. Der würdige Ehrenstallmeister hatte sogar noch den Kummer, die schalkhafte junge Dame, als sie sich entfernte, ein spöttisches Gelächter aufschlagen zu hören.

Der arme Mann seufzte. Dennoch aber verlor er nicht den Mut und beschloss, alles Mögliche anzubieten, um die Entflohenen so bald wie möglich wieder einzuholen.

Schon setzte er sich mit dieser Absicht in Marsch, als Legris, elegant als Jäger equipiert und mit dem Gewehr auf der Schulter, sich ihm näherte.

»Herr Chevalier«, sagte er in höflichem Ton, »Ihr habt ohne Zweifel ebenso wie ich Eile, unsere edle Wirtin und

den Herrn Wolfsjägermeister wieder einzuholen. Wir werden sie unvermeidlich am *verbrannten Wald* wieder finden. Da ich aber die Gegend nicht kenne und mich daher in diesem ungeheuren Wald leicht verirren könnte, so frage ich, ob Ihr mir wohl die Ehre Eurer Gesellschaft bis zum Sammelplatz gestatten würdet?«

Magnac hatte seine Gründe, gegen Legris misstrauisch zu sein, der, wie er recht wohl wusste, der blindlings gehorchende Helfershelfer des Barons von Laroche-Boisseau war.

Da aber im Grunde genommen in diesem Antrag nichts lag, was nicht sehr natürlich gewesen wäre, so antwortete der Chevalier in zeremoniösem Ton: »Die Ehre ist ganz auf meiner Seite, Monsieur. Ich stehe zu Befehl - gehen wir.«

Und um ein gutes Beispiel zu geben, begann er mit ungeheuren Schritten darauf loszumarschieren.

Sie verließen das Schloss und erreichten den Wald, in welchem alle Wege und Stege Herrn von Magnac genau bekannt zu sein schienen. Schon hatte sich die Mehrheit der Jäger an den Ort begeben, wo das Treiben beginnen sollte. Man stieß nur noch auf eine kleine Anzahl von Nachzüglern, und da allen das unbedingtste Schweigen zur Pflicht gemacht worden war, so hatte der Wald von Mercoire sein gewöhnliches, einsames Ansehen wieder gewonnen.

Der Weg war weit, und der Chevalier besaß trotz seines Eifers nicht mehr die Rüstigkeit der Jugend. Deshalb wurden seine Schritte bald etwas langsamer.

Legris, welcher diese Gelegenheit wahrnahm, versuchte eine längere, zusammenhängende Unterhaltung anzuknüpfen.

Anfangs war Magnac auf seiner Hut und antwortete nur

mit eisiger Höflichkeit. Seinem Begleiter aber fehlte es, wie wir wissen, weder an List noch an Beharrlichkeit, und er bewog endlich den guten Chevalier nach und nach, sich mittheilsamer zu zeigen.

Eben hatten sie eine schmale und düstere Eichenallee betreten, in welche noch niemals ein Sonnenstrahl eingedrungen zu sein schien, als Legris in seinem einschmeichelnden Ton wieder anhub: »In der Tat, Monsieur, ich habe es immer bewundert, dass ein Edelmann von hoher Distinktion wie Ihr, ein ehemaliger Offizier der Armee des Königs, die untergeordnete Stellung hier annehmen kann, welche Ihr auf dem Schloss Mercoire bekleidet.«

»Eine untergeordnete Stellung!«, wiederholte der Chevalier majestätisch, indem er geradezu stehen blieb und seine hohe Gestalt aufrichtete. »Was versteht Ihr unter diesen Ausdrücken, welche mir nicht ganz angemessen zu sein scheinen? In welcher Beziehung wäre meine gegenwärtige Stellung unter meinem Rang als Edelmann? Habe ich nicht unbedingte Gewalt über das Hauswesen des Schlosses? Gibt es in dem ganzen Umfang dieser Besitzungen einen einzigen Menschen, welcher sich unterstünde, in unehrerbietigem Ton mit mir zu sprechen? Und was meine Funktionen bei Fräulein von Barjac betrifft, heißt es wohl seiner Würde etwas vergeben, wenn man einer jungen, vornehmen Dame dient, welche mir unter allen Umständen Freundschaft und Achtung schenkt? Bei meinem Wort, junger Mann, wenn Ihr nur ein wenig adliges Blut in Euren Adern hättet, so wollte ich Euch den Respekt lehren, der mir gebührt!«

Legris fühlte, dass er einen falschen Weg eingeschlagen hatte, und beeilte sich, den zornmütigen Ehrenstallmeister



wieder zu begütigen.

»Ihr habt mich nicht verstanden, Monsieur«, sagte er in sanftem Ton. »Gott verhüte, dass ich auf den Gedanken kommen sollte, den Herrn Chevalier von Magnac herabzusetzen. Ich konnte mir bloß nicht erklären, wie Ihr, nachdem Ihr so lange zu Felde gewesen seid und in den flandrischen Kriegen Lorbeeren geerntet habt, Ihr, einer der tapfersten Soldaten des tapferen Moritz von Sachsen, Euch an das ruhige Leben dieses Schlosses habt gewöhnen können. Man spricht oft sehr rühmlich von Euch, Herr von Magnac, und ich weiß recht wohl, dass Ihr Euch vor einigen zwanzig Jahren in der Schlacht bei Fontenoy höchst wacker gehalten habt.«

Diese Schlacht bei Fontenoy, an welche Legris auf diese Weise erinnerte, war, wie in Mercoire jedermann wusste, ein Punkt, über welchen der sonst so zurückhaltende arme Chevalier niemals verfehlte, sich mit großer Selbstgefälligkeit zu verbreiten.

Auch zuckte Magnac bei diesem Namen zusammen. Seine Züge wurden plötzlich wieder glatt und er antwortete, indem er sich wieder auf den Weg machte: »In diesem Fall, Monsieur, tut es mir leid, dass ein Missverständnis ... Wir sind in unserer Familie einmal lauter Hitzköpfe, aber dieses Mal habe ich unrecht, das gebe ich zu. Ja, junger Mann, man hat Euch Wahrheit gesagt, ich war in Fontenoy und wenige Menschen haben gesehen, was ich gesehen habe, denn es war eine furchtbare Affäre und die, welche mit dabei waren, fangen heutzutage an, nicht mehr sehr zahlreich zu sein.«

Und nun begann er eine unendlich lange Erzählung von den Märschen und Contremärschen der Franzosen vor der

Schlacht, von der Tapferkeit und Gewandtheit des Marschalls Moritz von Sachsen, von der entscheidenden Rolle, welche das Haus des Königs bei dem Sieg des Tages gespielt hatte.

Die ruhmreiche Epopöe war von ihrem Ende noch weit entfernt, als man eine Art Lichtung erreichte. Einige mit Flinten bewaffnete Leute hielten sich hinter den Gebüsch versteckt. Man war endlich an der Linie der Schützen angekommen.

Der Chevalier unterbrach sich sofort und dachte nur noch an seine Pflichten gegen seine Herrin. Während er mit den Augen nach jemanden suchte, um sich zu erkundigen, trat ein Jagdwächter, welcher in diesem Teil des Waldes Autorität zu haben schien, höflich heran.

»Meine Herren«, sagte er leise, »Ihr dürft nicht auf diese Weise sichtbar bleiben, denn Ihr könntet das Tier beunruhigen, welches hier in diesem Dickicht steckt.«

»Gut, gut, Pierre«, antwortete der Chevalier, indem er einige Schritte zurücktrat. »Wir suchen Fräulein von Barjac und den Herrn Baron von Laroche-Boisseau. Wo sind sie denn jetzt?«

»Eben haben sie die Schlusslinie passiert, Monsieur, und müssen jetzt bei den *Vier Ecken* sein.«

»Gut.«

Magnac gab Legris einen Wink und wollte längs des Waldes hingehen, um sich zum bezeichneten Ort zu begeben, als der Jagdwächter ihn zurückhielt.

»Dorthin nicht, Herr Chevalier«, sagte er. »Ihr würdet die Schützen stören und Gefahr laufen, von einer Kugel getroffen zu werden. Der Herr Baron hat das Überschreiten dieser Grenze ausdrücklich verboten. Ihr müsst den Weg über

den roten Hügel nehmen.«

Magnac erstickte einen Seufzer, aber er begriff die Angemessenheit dieser Bestimmungen zu gut, als dass er sich hätte beikommen lassen, sie zu übertreten. Er kehrte daher um und ging dann in der angedeuteten Richtung weiter.

Der Umweg war ein ziemlich langer.

Nach Verlauf einiger Augenblicke fragte Legris in bitten-dem Ton: »Aber Herr Chevalier, Ihr fahrt so nicht in Eurer Erzählung fort, welche mich so lebhaft interessiert hat. Ihr wart bei dem Augenblick stehen geblieben, wo Euer Regiment, das Regiment von Navarra, sich anschickte, den Posten bei der Windmühle zu nehmen.«

Auf diese Weise wieder zur Erinnerung an seine Heldentaten zurückgerufen, fuhr der Chevalier in seiner Erzählung fort. Er war aber jetzt zerstreut und in Gedanken noch mit etwas anderem beschäftigt, denn er sah sich unaufhörlich um und unterbrach sich häufig, um zu horchen. Diese Zerstreutheit war ohne Zweifel die Ursache, dass er sich in eine unendliche Menge nutzloser und weitschweifiger Einzelheiten verlor. Wenigstens hielt der Feind immer noch Stand, als beide Jäger an dem Kreuzweg anlangten, welchen man die *Vier Ecke* nannte.

Hier sahen sie sich wieder auf der Linie der Schützen. Auf dem Kreuzweg selbst hielten ein Piqueur und mehrere Diener die Pferde des Barons und des Fräuleins von Barjac. Der Kommandant der Jagd aber und die schöne Schlossherrin waren, wie diese Dienstleute sagten, seit länger als einer halben Stunde zu Fuß weiter gegangen.

»Und nach welcher Seite haben sie sich gewendet?«, fragte der Chevalier.

»Meiner Treu, das weiß ich selbst nicht recht«, antwortete

der Piqueur, in dessen Ton etwas Sarkastisches lag. »Es schien mir aber, als ob sie den Abhang der Monadière erstiegen.«

Er zeigte nachlässig auf einen benachbarten Berg. Der Chevalier schaute aufmerksam nach dieser Seite hin. An den Wänden der Monadière wurden die Bäume selten und hörten noch weit unterhalb des Gipfels auf, welcher kahl und von steilen Felsen gekrönt war. Unglücklicherweise umhüllte eine weiße unbewegliche Wolke den oberen Teil des Berges und gestattete nicht, menschliche Gestalten in dieser Entfernung zu unterscheiden.

»Hm!«, sagte Legris zu seinem Führer, nachdem er sich einige Minuten lang umgeschaut hatte, »ich glaube, unsere Jäger werden wohl tun, sich zu beeilen. Diese Dünste, welche sich auf dem Berg sammeln, verkünden mit Gewissheit ein Gewitter für heute Abend. Ihr kennet das Sprichwort in hiesiger Gegend:

*Setzt die Monadière ihr Hütchen aufs Ohr,  
so sucht der Schäfer den Mantel hervor.«*

Der Chevalier bekümmerte sich jedoch um dergleichen Prophezeiungen nicht, denn es gingen ihm ganz andere Sorgen im Kopf herum. Er wusste nicht mehr, nach welcher Seite hin er seine Nachforschungen weiter fortsetzen sollte, als plötzlich von der Monadière her ein Schuss fiel - dicht am Rande jener Wolke, welche die Bewohner der dortigen Gegend den *Hut des Berges* nennen.

»Das ist das Signal«, sagte der Piqueur in gedämpftem Ton. »Herr von Laroche-Boisseau hat geschossen. Jetzt Achtung! Das Treiben wird beginnen.«

In der Tat erhob sich aus der Tiefe des Tales ein noch fernes, aber seltsames, misstönendes wildes Getöse, welches immer stärker wurde und allmählich zu einer ungeheuren, riesigen Katzenmusik anwuchs. Die Treiber setzten sich in Bewegung, um das Tier aus dem Dickicht, in welchem es sich versteckt hielt, aufzuscheuchen und es nach der weniger geräuschvollen, aber weit furchtbareren Linie der Schützen hinzutreiben.

Diese, mit wachsamem Auge und Ohr, den Finger am Abzug ihrer gespannten Büchse, versteckten sich schweigend hinter den Büschen und Baumstämmen, und nur der Chevalier und Legris blieben mitten in der Lichtung stehen.

Der Piqueur sagte in ungeduldigem Ton zu ihnen: »Ihr könnt nicht hier stehen bleiben, meine Herren. Euer Anblick würde vielleicht den Wolf bestimmen, sich wieder in das Dickicht hineinzuworfen und sich gegen die Treiber zu kehren. Wir haben es mit einem schlaun Tier zu tun, welches alle Finessen seines schändlichen Handwerks kennt. Versteckt Euch daher, oder ...«

»Wir gehen«, sagte Magnac, »ich habe mir die Stelle des Berges gemerkt, von wo Herr von Laroche-Boisseau das Signal gegeben hat, und ich weiß, wo ich meine junge Gebieterin wiederfinden werde. Kommt Ihr auch mit, Herr Legris? Oder wollt Ihr hier bleiben und sehen, ob Ihr Gelegenheit bekommt, Eure Büchse auf die furchtbare Bestie des Gévaudan abzuschießen?«

Legris kam in gewaltige Versuchung. Indessen erinnerte er sich der dringenden Empfehlungen seines Freundes, des Barons, und zauderte nicht.

»Ich verlasse Euch nicht«, entgegnete er, »wäre es aber nicht besser ...«

Eine zugleich gebieterische und bittende Gebärde des Piqueurs unterbrach ihr Gespräch und sie beeilten sich, wieder in den Wald hineinzukommen.

Sie folgten einem schmalen Steg, der sich zum Rücken der Monadière hinaufschlängelte. Unmerklich wurde der Wald um sie herum lichter, so wie der Abhang schroffer und steiler zu werden schien. Das hohe Dickicht verwandelte sich in Unterholz, das Unterholz in Gestrüpp und Sträucher und endlich erreichten die Wanderer einen offenen Raum, von welchem aus sie die ganze Gegend mehrere Meilen in der Runde überschauen konnten. Aber deswegen waren sie nicht viel weiter gekommen. Unter ihnen lagen Berg und Tal durch das üppige Laubwerk versteckt. Über ihren Köpfen wölbte sich wie ein Dom die weiße leuchtende Wolke, durch welche hindurch man den unregelmäßigen, zackigen Gipfel der Monadière schimmern sah.

Während die beiden so immer weiter hinausstiegen, dauerte der Lärm am Fuß des Berges fort. Zuweilen schien er weniger stark unterhalten zu werden. Ohne Zweifel hatten dann die armen Treiber, in dem Dickicht beengt, welches sie Zoll für Zoll durchklopfen mussten, weniger Freiheit, sich den Freuden der Musik zu widmen.

Bald aber begann das Getöse mit neuer Kraft. Es war, als ob das wütende Heer, von welchem die Sage erzählt, den Wald durchzöge. Man vernahm durch den allgemeinen Chor hindurch dröhnende Kessel solos, Ochsenhörnerduette und kühne virtuosenhafte Pizzicatoleistungen auf der Schnarre.

Es war ein Spektakel geeignet, die Tauben noch tauber zu machen.

Vonseiten der Schützen dagegen blieb alles still. Man hör-

te keinen Schuss, keinen Anruf. Ohne Zweifel erriet der Wolf, wenn er nämlich überhaupt sein Versteck verlassen hatte, mit einer bei wilden Tieren gar nicht seltenen Feinheit des Instinkts die Taktik seiner Feinde und vermied es so lange wie möglich, sich den mörderischen Kugeln preiszugeben.

Herr von Magnac und Legris blieben einen Augenblick stehen, um auf einem kleinen Plateau, welches sich ungefähr zu Beginn des letzten Drittels der Berghöhe befand, ein wenig zu verschnaufen.

Hier begann die Wolke, von welcher wir gesprochen haben und mit der sich unaufhörlich leichte Nebelstreifen verschmolzen, welche aus den unteren Schluchten heraufstiegen. Eine Achtelmeile tiefer unten streckte sich die äußerste Spitze des Waldes hin und man sah hinter einem kleinen Ginstergesträuch versteckt den letzten Schützen der Linie.

Mit Ausnahme dieses einzigen Schützen, der unbeweglich in seinem Hinterhalt stand, war niemand auf dem Berg und an nichts ließ sich erraten, zu welchem Punkt der Baron und Fräulein von Barjac ihre Schritte gelenkt hatten.

Plötzlich ließ sich ein schwacher Laut von menschlichen Stimmen aus dem Nebel heraus vernehmen.

Der Chevalier drehte sich rasch herum und zeigte mit dem Finger auf eine Art Durchhau in der Bergwand, ein wenig oberhalb der Stelle, auf der sie standen.

»Hierher!«, rief er eilig. »Ich hatte die Eberschlucht vergessen, wo Jeannots Hütte steht. Dort werden wir sie finden, denn ich habe soeben die Stimme meiner jungen Herrin gehört.«

Er begann sofort mit der ganzen Geschwindigkeit seiner

langen Beine weiter hinaufzusteigen.

»Aber wo führt Ihr mich denn hin?«, fragte Legris, welcher Mühe hatte, ihm zu folgen.

»Ihr werdet es gleich sehen ... sie sind dort, sage ich Euch.«

Es dauerte nicht lange, so sahen sie sich am Rand der Schlucht, welche von unten wenig sichtbar war, aber jetzt vor ihren Füßen wie ein Abgrund dalag. Sie schien durch die von den Gipfeln der Monadière dann und wann herabstürzenden Regenwasserströme gebildet worden zu sein. Ihr Boden war mit Felstrümmern besät. Dennoch aber gestatteten die mit Gras und Farnkraut bewachsenen Seitenwände das Hinabsteigen ohne große Mühe.

Was Legris ganz besonders Wunder nahm, war, zu sehen, dass ein menschliches Wesen gewagt hatte, seine Wohnung in dieser schauerlichen Umgebung aufzuschlagen. Auf der entgegengesetzten Seite der Schlucht war eine in den Felsen gehöhlte Art Grotte durch eine Einhegung von Baumstämmen geschlossen, in welche man eine Tür und zwei Luken gehauen hatte, welche die Stelle der Fenster vertraten.

Man konnte sich nichts Traurigeres und Erbärmlicheres denken, als diese weit von dem Verkehr der Menschen in der Region der Stürme und der Raubvögel gelegene Wohnung.

Während Legris noch dieses seltsame Bauwerk, welches mehr der Höhle eines Bären als der Wohnung eines menschlichen Wesens glich, betrachtete, ließ das Geräusch von Stimmen, welches man schon einmal vernommen hatte, sich von Neuem hören und dieses Mal schien es aus der geheimnisvollen Behausung zu kommen.



»Ich irrte mich nicht«, hob der Chevalier wieder an. »Hier ist es. Ich bin davon überzeugt. Rasch! Rasch! Es ist, als ob man rief.«

Und Legis beim Arm fassend, zog er ihn an dem grasigen Abhang der Schlucht weiter hinab. Schon berührten sie den Boden derselben, in welchem sich schwerfällig einige Nebelstreifen hinzogen, als rasche Sprünge ganz in ihrer Nähe den Boden erschütterten.

Ehe sie noch Zeit hatten, sich umzudrehen, stürzte sich ein ungeheures Tier mit gähnendem Rachen und feurigen Augen auf sie, riss sie durch den Anprall, ein dumpfes Knurren ausstoßend, über den Haufen und setzte dann, ohne ihnen weiter etwas zuzufügen, seinen Weg zum äußersten Ende der Schlucht fort.

Kaum hatte das wilde Tier aufgehört, sichtbar zu sein, so erscholl ein furchtbares lautes Gelächter. Man wusste nicht, woher, als ob ein schadenfroher Dämon sein Wohlgefallen an dem Missgeschick der beiden Jäger hätte ausdrücken wollen. Erst ein wenig später aber erinnerte sich der Chevalier und Legis dieses letzten Umstandes. Betäubt durch den ungestümen Anprall des Tieres, dessen Flucht sie, ohne es zu wollen, gestört hatten, blieben sie ausgestreckt auf der Erde liegen, ohne dass es ihnen eingefallen wäre, sich wieder zu erheben.

Endlich entschlossen sie sich dazu, und Legis war der Erste, welcher seine Geistesgegenwart wieder erlangte und sich aufmachte, um seine Flinte aufzuheben, welche zehn Schritte weit von ihm hinweggeflogen war.

»Das war die Bestie des Gévaudan«, sagte er mit vor Gemütsbewegung halb erstickter Stimme. »Verteidigen wir uns!«

»Ja, das ist die Bestie«, entgegnete der Chevalier, indem er die Hand an sein blutrünstiges Gesicht legte, »und der Teufel hole es! Es hat mir eine gehörige Ohrfeige gegeben. Aber wie kommt es, dass kein Jäger hier steht, um diese Passage zu bewachen?«

Er wurde durch ein durchbohrendes Geschrei unterbrochen, auf welches bald ein gellender Ausruf folgte, der aus der Hütte kam, von welcher wir bereits gesprochen haben.

Magnac und sein Begleiter fuhren zusammen.

»Das ist die Stimme meiner Herrin!«, rief der Chevalier.

»Ich habe auch die des Barons erkannt«, sagte Legris.

Plötzlich flog die Tür der Waldhütte auf und Fräulein von Barjac erschien auf der Schwelle. Christine war in bloßem Kopf, mit fliegendem Haar und rot flammendem Antlitz. In der Hand hielt sie einen Hirschfänger, dessen Klinge von Blut troff.

Als sie sich Magnac und Legris gegenüber sah, verriet sie weder Überraschung noch Furcht. Sie betrachtete sie bloß mit düsterer Miene und sagte mit irrem Blick: »Ihr kommt zu spät ... ich habe ihn getötet ... geht da hinein! Ihr werdet darin Euren schönen Jäger finden.«

Sie warf den blutigen Hirschfänger zu den Füßen der beiden vor Schreck erstarrten Männer und begann mit wilder Hast wie eine Wahnsinnige den Berg hinabzueilen.

Ende des ersten Teils